

Meine Lebensgeschichte (3. Teil)

Flucht aus Südrussland und Neuanfang in Deutschland

Von Gottlieb Schaad¹

Vorbereitungen zur Ausreise

Nach schweren Kämpfen und vielen schlaflosen Nächten fassten wir am Freitag, den 16./19. November 1918, an Mutters 50. Geburtstag, endgültig den Entschluss, das Anerbieten von Hauptmann Bunde und Leutnant Kluge anzunehmen und mit ihnen im Militärtransportzug die Reise nach Deutschland anzutreten, und zwar sollte unser Zug am Montag, den 2. Dezember in Melitopol abgehen. Es galt also in zwei Tagen zu packen und reisefertig zu sein, denn wir sollten schon Sonntag, den 1. Dezember in Melitopol sein, vor allen Dingen aber sollten unsere Sachen, das große Gepäck dort sein, um verladen werden zu können. Sonnabend abend waren wir fertig mit packen, Sonntag früh um sieben Uhr fuhr der Leiterwagen, bespannt mit vier Pferden Onkel Heinrichs mit Fritz Heinrich als Fuhrmann und Hans und dem Gefreiten Hunger als Begleitung nach Melitopol ab. Wir selbst fahren auf zwei Wagen (Otto Dinkel und Jakob Moos) zur Station Reichenfeld, um – wenn möglich – dort in den Transportzug einzusteigen.²

1. Dezember. Die Fuhre, der Leiterwagen mit dem Gepäck, war wie gesagt heute früh um sieben Uhr nach Melitopol abgegangen. Der Weg ist sehr schlecht und schwer, hoffentlich geht es aber gut, da Hunger einen Ausweis hat und Vorspannpferde nehmen kann. Um acht Uhr fuhren wir ab nach Reichenfeld. In Hoffental nahmen wir noch Abschied von Huths. Der Weg war eigentlich besser als ich dachte, namentlich Dinkel fuhr sehr gut. Moos musste oft Halt machen, sogar bei Neun-Nassau ein Pferd umspannen. Wir, Emilie, Lotte, Rudi und ich machten deshalb in Hochstedt bei Pastor Hahn halt. Leider war er

nicht zu Hause, er war nach Kronsfeld zum Gottesdienst gefahren. Gegen halb zwölf Uhr trafen wir in Reichenfeld ein, stiegen bei Heinrich Adamowitsch Schatz ab und waren dort sehr freundlich aufgenommen.

Ich ging sofort ans Telefon, um mit Leutnant Kluge – Melitopol – zu sprechen, und erfuhr von ihm, dass unser Transportzug nicht am 2. Dezember, sondern erst am 4. abgehen soll. Leutnant Kluge empfahl uns aber, nach Melitopol zu kommen und dort in den Zug einzusteigen, was in mancher Beziehung geeigneter sei. So beschlossen wir am anderen Tage nach Melitopol zu fahren und hier in Reichenfeld eine Nacht zu verbringen, um ordentlich auszuschlafen, da wir doch die letzten Tage sehr ermüdet waren und wenig schliefen. Ich mit Rudi und Bubi gingen zu Peter Schumacher schlafen, die anderen blieben alle bei Schatzens. Trotzdem Schwager Huth an Mamas Geburtstag, nachdem er von Melitopol zurückgekommen war, erklärte, dass er nicht mitreise nach Deutschland, so hat er schließlich doch noch umgesattelt und mit einem Empfehlungsbrief von mir den Hauptmann Seyfert in Kostheim aufgesucht, um den Versuch zu machen, mit dessen Transport mitzukommen, da dieser einige Tage nach uns abgehen sollte. Heute gegen Abend kam nun Schwager Huth nach Reichenfeld, er hat in Kostheim den Bescheid erhalten, dass Hauptmann Seyfert niemanden mehr mitnehmen kann. Da Karl Schmidt-Hoffental sich die Mitreiseerlaubnis im Zug von Hauptmann Albert erwirkt hatte, so fuhr jetzt, heute Abend Ferdinand nach Melitopol, um sich auch Hauptmann Albert anzuschließen. Hoffentlich gelingt das.

2. Dezember. Trotz gutem Bett und allen anderen guten Bedingungen für ungestörten Schlaf,

¹ Der Abdruck der Aufzeichnungen von Gottlieb Schaad erfolgt mit freundlicher Genehmigung seiner Enkelin Christiane Lohkamp, Stuttgart – in Einvernehmen mit allen noch lebenden Enkeln.

² Während die bisherigen Aufzeichnungen in den 1930er-Jahren entstanden sind, scheinen die Ereignisse der Flucht aus Russland in Tagebuchform niedergeschrieben worden zu sein.



Das historische Rathaus von Melitopol in der heutigen Ukraine.

habe ich leider die vergangene Nacht vollständig schlaflos verbracht. Es war dies das erste Mal in meinem Leben, dass ich, im Bett liegend, gar nicht zum Schlaf kommen konnte. Ich ruhte jedoch trotzdem gut aus und fühlte mich nicht einmal übermüdet, sondern recht wohl. Nach eingenommenem Morgenkaffee und herzlicher Verabschiedung von Familie Schumacher gingen wir zu Schatz, um mit dem nächsten geeigneten Zug nach Melitopol abzdampfen. Der gemischte Zug, der sonst um 1/2 2 Uhr mittags durchgeht, traf mit großer Verspätung in Reichenfeld ein. Er war so besetzt, dass es ganz unmöglich war, in irgendeinen Waggon einzusteigen. Die Viehwagen – fast nur solche waren vorhanden – waren zum größten Teil mit rückkehrenden Kriegsgefangenen besetzt, und die ließen einfach niemanden zu sich hinein. Nur dank der Vermittlung des Stationsvorstands, Schwiegersohn von Schatz, gelang es uns, den Zugführer zu bewegen, die Perrontüre des Platzkartenwagens 3. Klasse zu öffnen. Schnell packten wir unsere 14 Gepäckstücke hinein in die Perronabteilung, und mit großer Mühe, zum Teil auf einem Bein stehend, fanden 8 Menschen auch noch Platz, wie die Heringe im

Fass. Das war eine Fahrt! Wir bekamen so einen Vorgeschmack von dem, was jetzt alles auf einer Reise zu erwarten ist.

Glücklicherweise sind es nur 1 1/2 Std. Fahrt bis Melitopol, wo wir ankamen, als es schon dunkel geworden war.³ Nun mussten wir auf der entgegengesetzten Seite des Bahnhofs aussteigen, da es ganz unmöglich war, die Türe zur Bahnhofseite zu öffnen. So stiegen wir aus, schafften zunächst unsere Sachen heraus, öffneten dann die Türe des Waggons zur Bahnhofseite und schafften nun wieder alle 14 Sachen durch den Waggon-Perron hinaus auf den Bahnsteig. Hier warteten bereits Lt. Kluge und Hans auf uns, und mit Hilfe zweier deutscher Feldgrauer, die wir gar nicht kannten, die ich aber darum angesprochen hatte, brachten wir unser Gepäck hinein in den Bahnhof und fuhren dann auf 3 Fuhrwerken zum Offiziersheim (Europahotel), wo für uns 3 Zimmer reserviert waren. Ich war von den Anstrengungen mit dem vielen Gepäck herumtragen ganz erschöpft und begab mich zeitig zur Ruhe.

3. Dezember. Diese Nacht haben wir ganz gut geschlafen. Auf dem Bahnhof hatten wir gestern abend noch Ferdinand getroffen, der im Begriff

³ Die Stadt Melitopol in der Südukraine war schon im frühen 20. Jahrhundert ein bedeutender Eisenbahnknotenpunkt.

war, nach Hause zu fahren, und der uns noch mitteilen konnte, dass Huths nun doch mit Karl Schmidt zusammen mit Hauptmann Albert von der Station Prischib ab mitreisen werden. Da ihnen beiden aber noch die Einreiseerlaubnis nach Deutschland fehlt, so bat er mich, diese beim Generalkommando auszuwirken. Infolgedessen war ich heute früh bei Hauptmann Bunde, erfuhr von ihm aber, dass das General-Konsulat bereits abgereist ist und dass die Division keine Einreiseerlaubnis geben könne. Nach seiner Meinung aber brauchen Huths, da er deutscher Reichsangehöriger ist, keine Einreiseerlaubnis, Schmidt aber könne sich diese vom Generalkommando in Pinsk oder in Bjalystok auswirken. Wenn er, Hauptmann Bunde, dorthin kommt, wolle er dem Schmidt dabei gerne behilflich sein. Dies alles teilte ich in einem Briefe dem Schmidt mit. Auch schrieb ich gleichzeitig einen Brief an Schwester Emma nach Prischib und schickte diese beiden Briefe mit Wiens aus Halbstadt mit. Er versprach mir, bestimmt diese Briefe bis 10 Uhr morgens zuzustellen.

Heute gegen abend kam ganz unerwartet unser lieber Franz angesehelt und brachte uns noch die 30 Paar geräucherte Bratwürste. Er bleibt hier zur Nacht und fährt morgen früh nach Prischib zurück, um noch mehreres zu holen, was wir vergessen haben, denn die Zeit hierzu reicht noch aus, unsere Abreise verzögert sich immer mehr, jetzt heißt es schon: nicht vor dem 6., es könne aber auch der 8. werden, bis wir abreisen. Im Laufe des Tages sprach ich nochmals mit Hauptmann Bunde und dankte ihm bei dieser Gelegenheit für alle Liebenswürdigkeit, die er uns erweist. Er sprach die Zuversicht aus, dass er uns – wenn auch unter mancherlei Entbehrungen – doch hoffe wohlbehalten in die alte Heimat zu bringen. Abends hatten wir Besuch von Friedrich August sowie Josef Fuchs und dessen Sohn Karl. Auch Heinrich Kleiner war mit diesen eingetroffen, da Kleiner und Fuchs auch mit unserem Zuge mitreisen wollten. Lt. Schmidtchen, der alles für den Transport einrichtet und besorgt, war abends hier und machte uns verschiedene Vorschläge über Verpflegung usw. Wir vermissen sehr die Gesellschaft von Lt. Kluge, der leider sehr in Anspruch genommen ist durch die Untersuchung eines Kassendiebstahls von rund Mk. 400 000,- bei der I. Kompagnie des II/182. Infanterie-Regiments. Doch ist man den Dieben – deutschen Soldaten – bereits stark auf der Spur, und Kluge hofft, dass die Tä-

ter schon morgen festgestellt werden können.

4. Dezember. Heute ist nichts bemerkenswertes zu verzeichnen, es sei denn, dass ich erwähne, dass wir im Kasino zum ersten Male Mittag gegessen haben. Suppe gut, Braten mäßig gut. Das Abendbrot war dagegen sehr gut. Mittags ließen wir alle uns fotografieren für die Pässe und machten in Korpore einen Besuch bei Schmalzens. Da heute ein russischer Feiertag ist, so konnten wir nichts kaufen, morgen wollen wir Filzstiefel kaufen. Lt. Kluge ist noch immer sehr beschäftigt mit der Untersuchung des Kassendiebstahls, der verdächtige Soldat Hiert hat bereits gestanden, am Diebstahl beteiligt gewesen zu sein, es wurden bei ihm auch 11 000 Mk. gefunden und ihm abgenommen. Abends machte ich Hauptmann Bunde einen Besuch, der infolge Knieverletzung das Zimmer hüten muss, welches Malheur ihm ganz ungelegen kommt. Wir haben nämlich Aussicht, übermorgen, Freitag, einzusteigen und vielleicht schon in der Nacht auf Sonnabend abzufahren.

5. Dezember. Nachdem wir heute alle Buden abgesucht hatten, entschlossen wir uns zum Kauf von Filzstiefeln für die 4 Mädchen und Rudi, was zusammen 590 Rbl. machte. Die Diebstahlsangelegenheit klärt sich immer mehr, heute wurde schon der größte Teil des Geldes vorgefunden, annähernd 370 000 Mk. Es scheint, dass Hiert der alleinige Täter ist. Hauptmann Bundes Fuß bessert sich schon, leider ist immer noch nicht bestimmt, wann wir abreisen.

6. Dezember. Die Untersuchung des Gelddiebstahls hat Lt. Kluge recht glücklich geführt und zum Abschluss gebracht. Heute wurde telegrafisch angeordnet, 2 Soldaten eines Transportzuges zu verhaften und zu durchsuchen. Dies geschah, und es wurden diesen 2 Soldaten 30 400 Mk. abgenommen. Schließlich wurden heute auch noch die Kassenbücher und die Kasse selbst gefunden. Lt. Kluge wird von allen Seiten beglückwünscht. Heute Mittag teilte uns Hauptmann Bunde mit, dass wir nachmittag um 4 Uhr zum Melitopoler Bahnhof hinausziehen wollen, da englische und französische Offiziere und Matrosen am Abend in Melitopol eintreffen sollen, und wir am liebsten nichts von ihnen sehen wollen. Jetzt galt es schnell einpacken. Glücklicherweise kam etwa um 3 Uhr unser Franz wieder an, brachte alles das, was wir noch gerne mitnehmen wollten und half uns packen. Spät am Abend zo-

gen wir ab, nicht ohne von der Wirtin des Euro-pahotels noch angerempelt zu werden. Ich setzte ihr ordentlich den Kopf zurecht und hätte ihr bald die Visage etwas verziert für einige grobe Unverschämtheiten. Am Bahnhof wurden wir gegenüber dem Hauptbahnhof in einem Verwaltungsgebäude untergebracht, und zwar in einem kleinen Zimmerchen, unsere Weiblein im Nebenzimmer, wir mit den Offizieren vom Stab des II. Bataillons mit Hauptmann Bunde an der Spitze. Es ging recht lustig her, nicht wenig wurde unsere Stimmung durch ein paar gute Tropfen gehoben, zum Abendbrot gab es warme Würstchen mit kaltem Kartoffelsalat. Unser Zug wird schon zusammengestellt, es soll morgen früh endlich losgehen. Franz blieb auch bei uns, und wir fahren dann morgen zusammen bis Feodorowka.

7. Dezember. Die Nacht verging leidlich gut, doch wurde wenig geschlafen, da schon in der Frühe mit dem Einladen begonnen wurde. Wir standen schon um 5 Uhr auf, die Damen etwas später, packten dann alles wieder fertig ein, damit kein Aufenthalt ist. Beim Teetrinken wurde uns eröffnet, dass noch 5 gedeckte Wagen fehlen, und dass die noch nicht in Aussicht sind, weshalb wir nicht vor Mittag abfahren können. Ich hatte nun Zeit, nochmals in die Stadt zu fahren, um noch in der Reichsbank 1750 Rbl. Zinsen zu erheben und dafür deutsche Mark zu kaufen. Die Juden benutzten diese Gelegenheit, und es war keine Möglichkeit, billig zu kaufen. Ich mußte 85 Kop. für die Mark bezahlen.

Um 3 Uhr 30 kamen heute die erwarteten Entente-Offiziere und Matrosen hier an. Sie wurden von den ukrainischen Behörden, den Juden und dem Plebs am Bahnhof empfangen. Zu meiner großen Genugtuung erfuhr ich zufällig von einigen Arbeitern, dass unter der gesamten Arbeiterschaft wie hier, so auch in Simferopol und Sebastopol gegen die Engländer schlechte Stimmung ist, und dass man das Abziehen der deutschen Truppen sehr bedauert. Ich traf heute hier auch Johannes Hardock aus Waldorf, von dem ich mich herzlich verabschiedete. Auch Karl Schmidt war heute hier, Huth und er mit Familie sitzen schon einige Tage auf Station Prischib und warten auf ihren Transportzug. Gegen Abend wurde uns mitgeteilt, dass wir heute abend noch einsteigen werden. Mit

Dunkelwerden ließen wir unsere Sachen nach Speicher Nr. 4 bringen, von wo aus wir verladen werden sollten. Natürlich ging es aber auch jetzt noch nicht schnell, es fehlten noch 2 Waggons, die für uns eingerichtet werden sollten.

Endlich gegen 12 Uhr nachts wurden die 2 Waggons angeschoben, von dem Mist gereinigt und mit der Einrichtung begonnen. Wir blieben solange im Speicher, wo einige Öfen aufgestellt waren, an welchen man sich notdürftig etwas erwärmen konnte. Endlich konnten unsere Sachen wenigstens in einen Waggon eingeladen werden, in den auch wir einstiegen. Nun begann eine fieberhafte Arbeit mit der Einrichtung. Dabei wurde der Zug dauernd hin- und her rangiert, es hieß, dass wir um 2 Uhr abfahren sollten. Um 4 Uhr waren wir mit der Einrichtung so ziemlich fertig, mit dem Abfahren wurde es aber noch immer nichts. Und so legten wir uns schlafen. Die erste Wache beim Ofen hatte Zahlmeister Dürrlich, sodann Kassenwart des Kasinos Dewald bis 6 Uhr, von da ab hatte ich mich zum Ofenheizen erboten und besorgte dies bis 8 Uhr morgens.

Abfahrt von Melitopol

8. Dezember. Lt. Schirmer ist auch schon aufgestanden, ebenso der Kasinoschef Sachse, der uns auch bald den Morgenkaffee brachte. Unsere anderen Reisegenossen im Wagen, Hauptmann Bunde, Lt. Kluge, Lt. Schmidtchen, Dr. Anschütz, Mutter, Feli, Dori, Miluŕja, Lotte und Bubi schliefen noch. Hans und Rudi fahren im Nebenwagen mit Fuchs und Kleiner und dem zurückgebliebenen Sohn des Ebert aus Andreeburg. Endlich um 10.30 Uhr vormittags fuhren wir von Melitopol ab.⁴ Der Zug geht mit mäßiger Schnelligkeit, hält auf jeder Halbstation und es gibt häufig recht unangenehme Stöße. Sonst geht es ganz leidlich gut. Wir speisen alle mit aus der Feldküche, kochen uns auch hin und wieder Tee. Die Geselligkeit ist schon zu Hause, und ich hoffe, dass niemand von den Militärpersonen sich durch uns beengt oder beeinträchtigt fühlen wird. Gegen 1 Uhr mittags kamen wir auf Station Prischib an, wo wir Huths und Schmidts antrafen. Die beiden Familien sollen mit dem nächsten Transportzuge mitreisen,

⁴ Melitopol wurde 1874 an das Eisenbahnnetz angeschlossen, als die Strecken nach Aleksandrovsk und Simferopol eröffnet wurden.

der von Hauptmann Albert geführt wird und die Nummer 18236 hat. Unser Zug hat Nummer 18229. Schmidts sind scheinbar schon wieder im Zweifel, ob sie fahren sollen oder nicht, auch Huths sind noch recht unentschlossen durch die verschiedenen Nachrichten, als ob niemand nach Deutschland eingelassen würde. Lebrechtine fällt es wohl besonders schwer; wenn sie mit uns fahren könnten, dann würden sie sich jedenfalls ganz glücklich fühlen. Sie sind allesamt so unentschlossen und unselbstständig und glauben, ohne meinen Rat gar nicht auskommen zu können. Ich bat, uns nach Alexandrowsk zu benachrichtigen – per Telefon –, ob sie alle eingestiegen sind und mitreisen, doch soeben in Alexandrowsk angelangt, finden wir keine Nachricht vor.

9. Dezember. Heute Nachmittag trafen wir in Losowaja ein. Wir standen in der Nacht sehr lange in Sinelnikowo, auch dort konnte ich nicht ermitteln, ob Huths und Schmidts abgereist sind. Nur so viel ist festzustellen gewesen, dass der Zug Nummer 18236 Station Prischib bald nach uns passiert hat. In Losowaja hätten wir natürlich gerne Irma Jakowna Dobrolenskaja (geb. Schwartz) benachrichtigt, um sie zu sehen. Unser Zug wurde jedoch sehr weit vom Personenbahnhof weggeschoben zur Kriegsverpflegungsstation. Zudem wusste man nicht, wie lange der Zug stehen wird, sodass wir leider nicht riskieren konnten, auf die Suche zu gehen oder Irma irgendwie zu benachrichtigen. Um 6.30 Uhr fuhren wir von Losowaja in der Richtung nach Merefä über Ljubotin weiter nach Sumy. In Losowaja hatten wir Verpflegungszuschuss bekommen, auch Schnaps wurde ausgeteilt, was sehr bald an Mannschaften und Offizieren zu merken war, denn die Stimmung hatte sich bald darauf sehr gehoben. Lieder ertönten, Musik auf bekannten und unbekanntem Instrumenten wurde gemacht, kurz – allgemeine Fröhlichkeit trat ein. Auch speziell bei uns ging es ganz lustig her. Hauptmann Bunde ist kein Kostverächter oder Spielverderber, es wurde eine Flasche Wodka nach der anderen geleert, fröhlich gesungen und gezecht. Schließlich wurde auch noch Karten gespielt. Wir aber gingen um 9 Uhr zur Ruhe.

10. Dezember. Als ich morgens um 6 Uhr aufstand, saß Bunde und spielte Schach mit Dewald, Schmidtchen leistete Gesellschaft. Nun übernahm

ich die Ofenwache. Bald darauf – etwa um 7 Uhr – fuhren wir von Merefä ab und trafen in Ljubotin etwa um 9.20 Uhr ein, mussten aber längeren Aufenthalt nehmen, da ein Waggon mit Proviant infolge Achsenbrands umgeladen werden musste. Hier besuchten Miljuša und Lotte die Familie Grüner, die auch mit uns im Zug fährt, und zwar im eigenen Wagen, der auf Station Prischib unserem Transportzug angehängt wurde. Gegen Abend trafen wir in Smorodino ein, wo wir einigen Aufenthalt hatten.

11. Dezember. Der heutige Morgen hat uns eine sehr unangenehme Nachricht gebracht. Unser ganzer Zug ist nachts bestohlen worden, und zwar wurden alle Fahrzeuge, die mit Zelttuch bezogen auf offenen Waggon transportiert wurden, vollständig ausgeraubt. In diesen Fahrzeugen war fast ausschließlich Gepäck der Offiziere, Ordonnanzen und Burschen, sowie einiges von uns. Genau können wir es noch nicht feststellen, nur so viel ist sicher, dass ein großer Packen mit Wäsche von uns gestohlen ist. Aber am schlimmsten bin ich dran dadurch, dass ich Lt. Kluge noch zu Hause in Prischib meine Wertpapiere im Werte von rund 40000 Rbl. übergeben hatte, wie er mir dies angeboten hatte, in der Voraussetzung, dass die Papiere bei ihm sicherer verwahrt sind. Jetzt ist alles futsch, denn auch seine Habseligkeiten im Wert von etwa 10000 Rbl. sind alle gestohlen worden. Ich kann es nicht anders als „sträflichen Leichtsinn“ bezeichnen, dass man solche Werte in offenen Wagen Tausende von Kilometern transportieren will und es nicht für notwendig fand, Posten dabei aufzustellen, wo doch 400 Mann Soldaten mit uns im Zuge fahren. Lt. Kluge bemüht sich sehr, er will wenn möglich eine Lokomotive von hier – Bjelopole – mit 2 Waggonen und Mannschaften nehmen, und zurückfahren um nachzusuchen. Hoffentlich gelingt es ihm, etwas herauszufinden.

Zwangspause in Bachmatsch

12. Dezember. In der Nacht vom 11. auf den 12. trafen wir in Bachmatsch⁵ ein, allem Anschein nach müssen wir hier längere Zeit auf Weiterbeförderung warten, da es ganz an Lokomotiven

⁵ Auch Bachmatsch in der Nordukraine ist heute noch ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt.



In Bachmatsch musste Familie Schaad eine Zwangspause einlegen.

fehlt. Schon in Bjelopole wollte man uns auf 12 Stunden festhalten. Es gelang uns aber, für eine Flasche Schnaps und 1 Flasche Petrol eine Lokomotive bis Bachmatsch zu erhalten. Hier sind wir nun bereits nahezu 24 Stunden, und noch ist keine Aussicht, dass wir weiterfahren können. Es stehen hier 4 deutsche Transportzüge, die in der Reihenfolge weitertransportiert werden. Wir kommen also noch lange nicht dran. Ich muss allerdings bekennen, dass unsere Transportleitung an und für sich nichts tut, um vorwärts zu kommen. Hauptmann Bunde hat bis jetzt noch keinen Versuch in der Richtung gemacht. Dagegen versuchten Lt. Kluge und ich, den russischen Stationschef gegen entsprechende Entschädigung von Schnaps und Petrol zu bewegen, uns eine Lokomotive außer der Reihe zu geben, welcher Versuch jedoch scheiterte. So sitzen wir nun hier auf der öden Station, ausgehen kann man nicht wegen des vielen Schnees.

Es ist auch nicht möglich, irgendwohin zu gehen, also sitzt man beim rauchenden Ofen. Ja dieser rauchende Ofen verdient ganz besonderer Erwähnung! Ich habe mich nicht wenig mit ihm herumgeärgert. Natürlich ist der Ofen an sich nicht schuld daran. Hauptsächlich trägt die Schuld nach meiner Ansicht das feuchte Holz,

mit dem zu heizen wir gezwungen sind. Aber es kann auch damit zusammenhängen, dass der Ofen falsch plaziert ist, unmittelbar neben der Türe. Wenigstens höre ich aus anderen Waggons, die auch solche Ofen haben, nicht in dem Maße über Unzulänglichkeiten ihrer Beheizungsapparate klagen. Je länger wir reisen und je mehr Einblick ich in den ganzen Transportbetrieb gewinne, desto mehr festigt sich in mir die Erkenntnis, dass nicht alles getan wurde und wird, was die ohnehin mangelhaften und beschwerlichen Transportverhältnisse etwa gemildert hätte. So wäre es zum Beispiel doch eine Kleinigkeit gewesen, rechtzeitig schon in Melitopol für trockenes Brennholz zu sorgen. Stattdessen brennen wir feuchte Schindeln und ganz nasses Holz. Zu all dem kommt, dass niemand außer mir, Sachse und Dewald sich so recht um den Ofen kümmert. Wohl haben die Herren Offiziere regelrecht Feuerdijour, je 2 Stunden nachts – ich natürlich auch –, aber ihre ganze Arbeit besteht darin, dass sie von Zeit zu Zeit ein Scheitchen von dem von mir mühsam getrockneten Holze in den Ofen werfen. Und wenn dies trockene Holz alle ist, dann feuern sie mit nassem, niemand denkt daran, rechtzeitig Holz am warmen Ofen zu trocknen, bis es dann zu spät ist. In-

folgedessen haben wir dann beißenden, kratzenden Rauch statt Wärme im Wagen. Das untere Lager, wo Bubi und ich mit Kluge, Schirmer und Anschütz liegen, ist ohnehin ganz feucht und kalt. Der Schnee respektive das Eis dringt durch die Holzwände ein, ich liege an der Wand, und trotz der besten Decken und Pelze fürchte ich, dass mir diese Reise Rheumatismus eintragen wird.

13. Dezember. Es ist jetzt 12 Uhr mittags, und wir stehen immer noch in Bachmatsch, also bereits 36 Stunden. Wie lange wir noch stehen werden, lässt sich gar nicht voraussagen. Es stehen hier nämlich noch einige Transportzüge nach Deutschland mit deutschen Kriegsgefangenen, die in der Richtung nach Kiew weiter wollen, denen es aber auch an Lokomotiven fehlt. Ich hatte eine sehr schlechte Nacht. Von 5 – 7 Uhr morgens hatte ich Feuerwache, der Ofen, den ich von Dr. Anschütz übernahm, war natürlich vollständig vernachlässigt und am Ausgehen. Ich hatte weidlich Mühe, im Lauf einer halben Stunde, wenigstens wieder etwas Wärme aus ihm herauszulocken. 2 Briefe, die ich an die Molotschnaer gegenseitige Kreditgesellschaft und an die Chersoner Landbank in Sachen des Diebstahls meiner

Wertpapiere geschrieben habe, konnte ich aus Mangel an Postmarken von hier aus nicht expedieren. Die von Kluge beabsichtigte Aktion, den Diebstahl aus unserem Transportzug aufzuklären, konnte nicht ausgeführt werden, da keine Lokomotive zu diesem Zweck zu erhalten war.

Weiterfahrt mit Hindernissen

14. Dezember. Gestern Abend fuhren wir endlich von Bachmatsch nach Gomel ab.⁶ Nachts standen wir längere Zeit auf der Strecke im Walde – Grund unbekannt. Es war da wunderschön. Der Pfiff der Lokomotive hatte hundertfältiges Echo. Heute mittag 12 Uhr 30 trafen wir in Gomel ein. Gleich nach Ankunft wurden wir etwa 3 km weiter auf Reservestrang gefahren, wo außer uns noch 8 Militärtransporte stehen. Wir fanden hier nahezu alle unsere bekannten Militärs vor: Hauptmann Steinkopf, v. Krischbach, Kirmse, Günther usw. Auch Zivilbekannte trafen wir hier an. So zum Beispiel Theodor Vogel, Alexander Dillmann, Alexander Dinkel und andere, die bereits am 3. Dezember von Station Prischib abgefahren waren



Der Zug, der Familie Schaad Richtung Deutschland brachte, wurde vermutlich von einer solchen oder einer ähnlichen Dampflokomotive gezogen.

⁶ Bei ihrer Fahrt nach Gomel verließ Familie Schaad die Ukraine und erreichte Weißrussland.

und hier schon 4 Tage stehen. Auch Major Stockmayer soll irgendwo in den Zügen sein, ich habe ihn jedoch noch nicht gesehen. Familie Ebert ist gleichfalls hier, sodass der Sohn mit den Sachen jetzt dorthin überführt werden konnte.

Rudi hat heute Geburtstag. Ich schenkte ihm 10 Mk, Konfekt und Äpfel, Mutter stiftete Bratwurst und Tee, sodass er in seinem Wagen eine kleine Feier veranstalten konnte, bei der auch ein paar Flaschen Wein nicht fehlten. So feierten sie in ihrem Wagen ganz lustig Geburtstag. Unter den anderen durch den Diebstahl in Mitleidenschaft gezogenen Soldaten befindet sich auch Milmer, unser Bekannter. Ihm sollen angeblich 1000 Mk. bar und all seine Sachen entwendet sein. Es wurde für ihn eine Sammlung veranstaltet, die in unserem Waggon 168 Mk. ergab. Was die ganze Sammlung ergab, ist mir nicht bekannt. geworden. Lt. Kluge, Schmidtchen, Dürlich, Dr. Anschütz und ich machten heute Nachmittag einen Spaziergang bis zum Hauptbahnhof. Ich wollte endlich einmal meine Briefe abschicken, was jedoch nicht möglich war, da kein Postamt am Hauptbahnhof ist. Abends nach dem Abendbrot, das wir übrigens aus unseren eigenen Vorräten entnahmen, da die Feldküche nichts bot, spielte ich mit Kluge eine Partie Schach und ging dann zeitig zu Bett. Hptm. Bunde, Schirmer und Dürlich hatten sich zu einer Flasche Wein zusammengesetzt und waren bald in eifrige Debatten geraten über sozialpolitische Fragen.

15. Dezember. Als ich heute früh um 3 Uhr erwachte – von dem Spektakel, das die Zechbrüder machten – saßen die 3 Herren noch beim Glase. Ihnen hatte sich noch Dr. Anschütz zugestellt, da seine Feuerwache von 3 – 5 Uhr galt. Von Schlafen war natürlich keine Rede mehr, ich lag ruhig auf meinem Bett und hörte der uninteressanten Unterhaltung mit halbem Ohr zu. Um 3/4 5 Uhr stand ich auf, da ich von 5 – 7 Uhr Feuerwache hatte. Sogleich sollte auch ich mit zum Glase greifen – Dürlich war etwa um 4 Uhr und Schirmer um 1/2 5 Uhr abgefallen, sodass Bunde nur noch mit Anschütz zechen konnte. Ich lehnte jedoch ab und sprach zu, dass sich Hauptmann Bunde schließlich doch auch schlafen legte. Er kam aber nicht zu rechtem Schlafen, der Dusel brachte ihm wirre Träume, und er brummte, summt und sprach fast unaufhörlich mit sich selbst. Da der Ofen natürlich wieder ganz vernachlässigt war, so fing er bald an, ganz flott zu rauchen, und Bunde

fing nun an zu schimpfen über den Rauch. Aber es half nichts, der Ofen rauchte, und der Hauptmann musste, um dem Rauch zu entgehen, aufstehen und an die frische Luft gehen. Mittlerweile war es 7 Uhr geworden, und unser Zug wurde laut Anordnung an die Rampe geschoben, damit die Pferde ausgeführt werden konnten. Diese Arbeit währte ungefähr 2 – 3 Stunden. Nachdem sie begonnen hatte, ging Bunde in den Nachbarwagen zu Fuchs und Kleiner und dort fing er von Neuem an zu zechen. Gegenwärtig – es ist 1/2 12 Uhr mittags, sitzt er noch dort und trinkt. Dabei ist das Merkwürdige das, dass er nicht einmal augenfällig betrunken erscheint, jedenfalls trinkt er den Fuchs mitsamt dem Kleiner auch noch unter den Tisch, wenn nur der Stoff nicht ausgeht. Unsere Kinder – Feli, Dori, Hans – sind mit Kluge, Schmidtchen, Dürlich und anderen zur Stadt gegangen. Wann wir von hier abfahren können, ist nämlich noch gar nicht festgestellt.

17. Dezember. Erst vergangene Nacht 2.30 Uhr, vom 16. auf den 17., sind wir aus Gomel abgereist. Wir trafen dort noch mit Huths und Schmidts zusammen, die also doch glücklich mit Hauptmann Albert abgereist sind. Es geht ihnen so weit ganz gut, sie haben einen ziemlich gut eingerichteten Wagen, nur Ferdinand ist wie immer sehr ungemütlich. Er hat etwas Skorbut, und da ist er schlecht zu sprechen und verdirbt durch sein unfreundliches Wesen auch allen anderen die Laune. In Pinsk treffen wir jedenfalls wieder zusammen, unter Umständen fahren wir von dort gemeinsam nach Deutschland. Die Strecke von Gomel bis Kolenkowitschi ist recht waldreich, leider sieht aber der Wald recht vernachlässigt aus. Hier, unmittelbar bei der Station, ist allerdings noch ganz schöner Wald. Heute um 2 Uhr trafen wir in Kolenkowitschi ein. Da war gerade ein Zug mit Rotgardisten angekommen, die sofort den ganzen Ort besetzten. Es ist hier nämlich neutrale Zone, oder Demarkationslinie, wo wir uns jetzt befinden, und da beeilen sich die Sowjettruppen, sofort nach Abzug der deutschen Truppen alle strittigen Orte zu besetzen. Unter der Bevölkerung ist natürlich sofort eine Panik entstanden, viele verlassen den Ort und fliehen irgendwohin.

Wir hatten hier auch wieder Aufenthalt, und da kam gegen Abend Nina dann mit kleinem Kinde, Kindermädchen und einem Begleiter, und bat flehentlich den Hauptmann, sie doch mit unserem Zug mitreisen zu lassen. Ihr Mann sei Botschafts-

sekretär bei der österreichischen Gesandtschaft in Berlin, wo er sich auch zurzeit befindet, sie aber lebte hier auf ihrem Gute. Bei aller Zuverlässigkeit gegenüber der jungen und hübschen Polin wollte es dem Hauptmann doch nicht gelingen, sie irgendwo im Zug unterzubringen, da eben doch alles recht reichlich besetzt ist. Da blieb nichts anderes übrig, als sie abzuweisen oder in unseren Wagen aufzunehmen. Und es geschah das Letztere. Gewiss hatten wir reichlich genug Mitgefühl, um die geängstigten Flüchtlinge nicht abzuweisen, aber es ging doch nur sehr schwer, die Dame mit dem Kinde bei uns unterzubringen. Aber – es ging schließlich. Sie bekam oben mit unseren weiblichen Angehörigen Platz, Miljuša kam zu mir herunter an Kluges Platz, dieser wanderte auf die andere Seite nach oben an Dewalds Stelle, und dieser wurde in den Nebenwagen abgeschoben zu Hans und Rudi, woselbst auch der Begleiter der Polin und das Kindermädchen untergebracht wurden. Da dieser Zuwachs nur bis Pinsk mitfahren soll, so wird es sich hoffentlich ertragen lassen.

18. Dezember. In der Nacht reisten wir aus Kolenkowschi ab und trafen hier in Luninetz heute um 2 Uhr nachmittags ein. Die Fahrt war sehr flott vonstattengegangen. Wir sind wohl bisher noch keine Strecke so rasch und fast ohne Aufenthalt auf kleineren Stationen gefahren. Hier aber sind die Aussichten zur Weiterreise nach Pinsk – etwa noch 60 km – sehr schlecht. Man spricht von einigen Tagen Aufenthalt, da Pinsk nichts aufnehmen könne, es fehle an Waggonen zum Abtransport. Gegen Abend traf ein Personenzug ein, mit welchem unsere neue Bekanntschaft vorzog, weiterzureisen. In diesem Zug befand sich ein Urlauberwaggon. Sie spendete den Urlaubern für 50 Rbl. Zigaretten, und fuhr nun samt Kind und Kegel mit diesem Zuge ab. Diese Reisebekanntschaft war zwar ganz nett und interessant, wir waren aber doch alle froh, als der Platz wieder frei geworden war.

Erneute Zwangsunterbrechung

21. Dezember. Nun stehen wir hier bereits 3 Tage, und bis jetzt ist es noch nicht bestimmt, wann wir abreisen werden. Es heißt, heute Abend oder in der Nacht auf den 22. Je näher wir zum Reiseziel kommen, umso schwieriger gestaltet sich alles. Die Nachrichten aus Deutschland sind die

denkbar traurigsten und könnten uns völlig entmutigen, wenn wir nicht im Vertrauen auf Gott und den gesunden Kern des deutschen Volkes den Glauben hätten, dass es bald wieder besser wird. Die Nationalversammlung soll nicht später als am 15. Januar einberufen werden, und dann tritt hoffentlich bald vollkommene innerpolitische Klärung im deutschen Reiche ein. Bis dahin bleiben wir womöglich doch mit unserem Zug zum Bahnschutz hier oben an der deutsch-litauischen Grenze. Sehr verwickelt wird unsere Lage durch die Haltung Polens, das die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen hat. Das kann für unsere Bahnschutztruppe unter Umständen zu Zusammenstößen mit polnischen Truppen führen. Ich sehe schon längst mit Besorgnis unserer Ankunft in Pinsk entgegen, denn dort muss es sich entscheiden, ob wir weiter nach Deutschland reisen oder bei unserem Zug bleiben.

Unsere Mannschaften sind schon ziemlich aufsässig, sie wollen in die Heimat, und ich fürchte fast, dass die Disziplin in Pinsk gebrochen wird und dass unsere Landser zum größten Teil in die Heimat ausreißen. Namentlich die 8. Kompagnie ist recht unbotmäßig. Es wäre darüber vieles zu bemerken, würde aber zu weit führen, alle Beobachtungen in dieser Richtung hier niederzuschreiben. Nur eines scheint mir gewiss, dass die Stimmung der Mannschaften gegenüber den Offizieren nicht die beste ist. Manches ist auf die allgemeine Lage zurückzuführen, doch ist aber auch Persönliches mit dabei, und ich muss sagen, nicht ganz mit Unrecht. Die Zeiten des Herrn und des Dieners sind jetzt eben vorbei. Aber nicht alle Offiziere wollen das richtig einsehen. Leider gehört auch Kluge zu denen, die diese Einsicht bis jetzt nicht gewonnen haben. Vergangene Nacht hat unser Hauptmann wieder einmal feste gepichelt. Dürrlich war derjenige, der mit ihm bis 5 Uhr heute früh standhielt. Dass bei der lauten, rücksichtslosen Unterhaltung einer Anzahl dem Glase zusprechender Reisegefährten die anderen nicht schlafen können, ist selbstverständlich. Das stört aber die Zechbrüder nicht, und wir haben uns auch schon einigermaßen daran gewöhnt, man muss eben vieles mit in Kauf nehmen und gute Miene machen. Vergangene Nacht soll auch der Transportzug von Hauptmann Albert eingetroffen sein, Huths haben uns also schon hier wieder eingeholt, sie müssen natürlich hier auch 3 – 4 Tage liegen und auf Weiterbeförderung warten.

Zugüberfall

23. Dezember. Pinsk: Gestern nachmittag 3.30 Uhr fuhren wir endlich von Luninetz ab. Es ist einfach schauderhaft, dass man 50 km von Pinsk entfernt 4 mal 24 Stunden tatenlos hinliegen musste. Huths und Schmidts sind wie erwähnt auch in Luninetz eingetroffen und haben sich dort fotografieren lassen. Ferdinand ist noch um einige Grade unfreundlicher geworden. Er bedauert, die Reise unternommen zu haben, alles, was ihm nahesteht, habe er in Hoffental zurückgelassen, und jetzt sei er von allen verlassen, so ungefähr äußert er sich. Er macht sich und allen Mitreisenden das Leben recht schwer, wo es ohnehin doch schon mühselig genug ist. Es ist traurig für Lebrechtine, dass sie diesen bitteren Kelch trinken muss, wenn irgend möglich, muss sie sich von ihm trennen, sonst wird für sie und die Kinder das Leben zur Qual. Ich bin in der denkbar gedrücktesten Stimmung.

Es ist 7 Uhr morgens, ich habe noch nicht verwunden, was uns vergangene Nacht wieder zugestoßen ist. Etwa halbwegs zwischen Luninetz und Pinsk, nachdem wir eben die kleine Station Porochonsk verlassen hatten, hörten wir mit einem Mal draußen einen Schrei wie Hilferuf. Bald darauf fielen mehrere Schüsse. Der Zug setzte aber seine Fahrt fort, langsam, da augenscheinlich eine Steigung zu überwinden war. Unsere Herren Hauptmann und Offiziere, die ziemlich ratlos waren, umgürteten sich mit ihren Gehängen, draußen aber knatterte Schuss auf Schuss, nach Ansicht der Offiziere waren es aber alles Schüsse aus deutschen Gewehren. Endlich guckte der Hauptmann einmal zur Türe hinaus und frug in die dunkle Nacht hinein: „Was ist denn los?“ Vom Nebenwaggon gab man zwar Antwort, aber keine Aufklärung. Die Schießerei ging weiter. Schließlich teilte jemand vom Nebenwaggon mit, dass wir anscheinend einige Waggons verloren haben, die sich doch wohl abgekoppelt hätten. Dies bewahrheitete sich nur in anderer Weise. Als wir nämlich nach etwa 20 Minuten Fahrt auf der nächsten Haltestation angekommen waren, stellte sich heraus, dass tatsächlich wieder geraubt worden war, und zwar von dem Heuwagen, wo unsere und die Sachen von Fuchs verstaut waren.

Trotz der Versicherung des Hauptmanns und Kluges, dass auf diesem Wagen während der Fahrt unausgesetzt (dauernd, lautete der Ausdruck) ein

Posten stehen würde, stand wieder keiner drauf, und wir sind abermals empfindlich bestohlen worden. So viel bis jetzt festgestellt ist, fehlen uns die 2 Kisten mit Speck, etwa 1 Ztr. und 3 Schinken. Das ist ein unersetzlicher Verlust und trifft uns härter als es nach dem materiellen Wert – 1200 Rbl. – anzunehmen wäre. Denn wir haben jetzt nicht 1 Pfund Speck. Herr Fuchs ist ein großer Mädlerkoffer mit Kleidern und Pelzen geraubt, außerdem sind noch mehrere Säcke Hafer vom Wagen heruntergeworfen worden. Durch die Schießerei der Posten, die auf anderen Wagen standen, scheinen sich die Diebe doch nicht sicher genug gefühlt zu haben, um alles, was auf dem Heuwagen an Wertstücken war, über Bord zu werfen, sie sind anscheinend abgesprungen. Es hätte also leicht kommen können, dass wir alle unsere Sachen losgeworden wären, und das nicht etwa infolge eines verhängnisvollen Zwischenfalls oder unvermeidlichen Unglücks, sondern dank dem unverantwortlichen Leichtsinn und der Sorglosigkeit des Transportführers, der nicht genügend darum besorgt war, dass unser und das ihm anvertraute Eigentum geschützt wurde. Es war uns in Luninetz von einem Soldaten der Vorschlag gemacht worden, unsere Sachen in einen geschlossenen Wagen umzuladen, der schon fast leer geworden war. Wir lehnten dies jedoch ab, da Hauptmann Bunde uns die ganz bestimmte Erklärung abgegeben hatte, dass ein Posten fortgesetzt auf diesem Wagen stehen wird, und dass es absolut ausgeschlossen sei, dass nochmals etwas gestohlen werde. Nun – man wird auch dies verschmerzen, warten wir hier der Dinge, die da kommen sollen. Es wird mir je länger, je klarer, dass es doch ein großes Wagnis war, jetzt diese Reise nach Deutschland anzutreten. Aber ein Zurück gibt es nicht, also vorwärts mit ungebrochenem Mut!

Weihnachten unterwegs

26. Dezember. Bjalystok: Endlich gibt es wieder die Möglichkeit, etwas weiterzuschreiben. In Pinsk war es uns beschieden, noch vor Umladen in deutsche Wagen, in unserem russischen Waggon zusammen mit allen unseren Reisegefährten Weihnachten zu feiern. Ein kleines Kiefernbaumchen, das Bubi und 2 Burschen aus einem 4 km entfernten Wäldchen geholt hatten – in der Stadt waren

keine Bäume käuflich zu erwerben – war mit 10 Lichtchen geschmückt und um das Bäumchen gruppierten sich die Offiziere, die Kasinos bedienten Sachse und Dewald und wir alle. Es waren verschiedene kleine Geschenke auf dem Tisch ausgebreitet, auch wir stellten ein paar Teller mit etwas Konfekt und Nüssen auf, leider konnte man in Pinsk gar nichts bekommen, weder Konfekt noch Gebäck, noch sonst etwas, das man hätte schenken können. Unsere Kinder sind deshalb das erste Mal in ihrem Leben zu Weihnachten unbeschenkt geblieben. Sollten wir bald nach Stuttgart kommen, so beabsichtigen wir dort nach russischem Stil nochmals Weihnachten zu feiern. H. Bunde überreichte mir vom Stab aus 3 Flaschen Wein (2 Champagner und 1 Rotwein), und Mutter einen Gutschein auf 1 Gans, die uns geschlachtet nach Stuttgart nachgeschickt werden soll, da wir – wie jetzt schon festgestellt ist – den Bahnschutz nicht mitmachen, sondern direkt nach Deutschland weiterreisen werden. Wir hatten unsererseits den Offizieren und Mannschaften Bratwurst zu den Geschenken gelegt, was dankend angenommen wurde.

Der Abend verlief sehr animiert, es wurde natürlich gleich feste getrunken. Die Feier leiteten wir mit dem Gesang „Stille Nacht“ ein und sangen dann weiterhin noch eine ganze Anzahl Weihnachtslieder. Mit Kluge hatte ich gesprochen, dass endlich seine Verlobung mit Dori öffentlich bekannt gegeben wird. Da das „große Geheimnis“ tatsächlich aber längst ganz öffent-

lich bekannt war, so proklamierte ich die Verlobten in humoristischer Weise und der Situation angepasst. Denn von Ernst konnte unter dieser Gesellschaft überhaupt nicht die Rede sein. Darauf brach ein wildes Gejohle aus, das als Glückwünsche aufzufassen war. Hauptmann Bunde hielt eine kleine Rede, die ganz nett war. Natürlich wurde nun Sekt getrunken, ich gab zuerst meine 2 Flaschen dran, dann folgte noch mehr. Auch Sherry Brandy wurde reichlich eingenommen, die feuchtfröhliche Stimmung wurde immer ausgelassener, sämtliche Burschen aus dem Nachbarwagen kamen auch zur Gratulation. Hörschel, als der Bursche Kluges, hielt im Helm eine Gratulationsansprache, worauf alle mit Sekt bewirtet wurden. Dann wurden noch die Kompanieführer von der 7. und 8. Kompanie und von der 2. Maschinengewehrkompanie herbeigetrommelt, die denn auch alle erschienen und ihre Gratulationen anbrachten. Auch Vizefeldwebel Wolf, mein Bekannter, der Opernsänger ist, war mit dabei. Er trug im Laufe des Abends mehrere sehr schöne Lieder vor. Leider hat der reichliche Alkoholgenuss auf Lt. Schirmer so gewirkt, dass er etwa um 12 Uhr abfiel und sich schlafen legte. Auch unser liebes trinkfestes Doktorchen hatte sich etwas zu viel zugemutet, es musste an die frische Luft und machte da einige „Reisen nach Riga“, worauf es aber wieder ziemlich flott wurde, ging dann aber gegen 1 Uhr zu Bett. Schmidtchen hatte gleichfalls sehr stark geladen und verschwand ebenfalls. Der Zahlmeister hielt am längsten stand, er legte sich etwa um 2



Im weißrussischen Pinsk feierte Familie Schaad Weihnachten.

Uhr. Ich war auch schon ganz schläfrig, wollte aber den Hauptmann nicht allein lassen. Kluge war mit Dori spazieren gegangen und so blieb ich noch eine Weile auf bis etwa 3 Uhr, als Kluge und Dori zurückgekommen waren, worauf wir dann alle zur Ruhe gingen.

Umstieg auf einen „deutschen Zug“

Andern Tags, am 1. Weihnachtsfeiertag, früh um 6 Uhr musste mit dem Umladen in den deutschen Zug begonnen werden. Ich war schon um 1/2 6 Uhr aufgestanden und heizte den Ofen an. Auch Sachse stand auf, holte den Kaffee, und ich trank rasch, denn eben fuhr auch schon unser deutscher Zug vor. Für uns und für Grüner war je 1 Waggon separat vorgesehen, wir hatten bei der Eisenbahnkommandantur nach Möglichkeit dafür gewirkt (1 Sack Mehl!). Ich ging gleich den deutschen Zug entlang, und richtig, am Ende, nach Osten zu waren 2 Wagen für „Zivilisten“ angehängt. Ich nahm den vorletzten für uns in Beschlag, ging gleich zurück in den alten Zug, weckte die Jungen, und nun begann eine fieberhafte Tätigkeit längs des ganzen Zuges an der Rampe. Mit Kehrbesen, Spaten und Beil bewaffnet kehrte ich zu unserem Waggon zurück und fing mit der Säuberung an. Die Jungen kamen dann auch bald an, und wir schlepten dann Holz herbei, um uns zunächst eine Pritsche zu bauen. Es musste alles sehr rasch gehen, denn um 11 Uhr sollte der Zug bereits abfahren. Da gab es fast zu viel Arbeit für mich, wir waren zunächst ganz auf uns selbst angewiesen, denn die Burschen waren doch alle damit beschäftigt, mit ihren eigenen und den Sachen der Offiziere umzusiedeln. Es kostete viel, viel Lauferei, bis wir alles umgeschleppt hatten, da es eine ziemlich lange Strecke war, die wir längs der Rampe zurückzulegen hatten. Schließlich wurden Hörschel und Schönherr uns zur Hilfe abgelassen. Die bauten nun die Türe ein und die Fenster. 2 Soldaten, die beurlaubt und entlassen werden, um mit uns mitzureisen, halfen den

Ofen einbauen. Und so ging die Einrichtung recht flott vonstatten. Auf 2 Schlitten überführten wir unser großes Gepäck und das Mehl, sodass wir etwa um 12 Uhr glücklich mit der Einrichtung fertig waren.

Etwa um 1 Uhr fuhren wir dann von Pinsk ab. Ich war so müde, dass ich kaum auf den Beinen stehen konnte. Lt. Schirmer, der etwa 8 Tage noch in Pinsk verbleiben muss, verabschiedete sich von uns. Ich bat ihn recht herzlich und dringend, sich doch Huths und Schmidts anzunehmen, wenn die ankommen, was er mir auch versprach. Außerdem bat ich den diensttuenden Feldwebel, der auch uns den Wagen eingestellt hat, sich Huths und Schmidts anzunehmen, und so hoffe ich, dass unsere Freunde auch gut durchkommen. Schmidt, der ja Geld nicht scheut, wird schon sorgen, dass ihm ein Wagen auch gut eingerichtet wird. Er ist insoweit im Vorteil, als er die ganze Einrichtung aus den russischen Waggons dazu verwenden kann. Im deutschen Zuge ging nun am 25., dem ersten Weihnachtsfeiertag, von 1 Uhr ab die Reise ganz flott vorwärts. Schon nach 12 Stunden, um 1 Uhr Nachts trafen wir in Brest-Litowsk ein.⁷ Wir glaubten, dass hier längerer Aufenthalt sein wird, das war aber nicht der Fall. Zuerst hieß es, wir zwei Zivilistenwagen würden schon in Brest abgehängt werden von den 182ern und einem Warentransport angehängt. Das geschah jedoch nicht. Wir blieben bei unserem Transportzug bis Wysoko-Litowsk, wo der Stab abgehängt wurde. Kluge, dem Hauptmann Bunde erlaubte, uns bis zur Grenze zu begleiten, war zusammen mit Hörschel und dem „Prinz“, ein rassiger Windhund, bereits in Brest zu uns eingestiegen. Wir aber hatten uns dort von Hauptmann Bunde und den Offizieren herzlich verabschiedet. In Kleschtschy wurde die 8. Kompanie mit Oberleutnant Pasche vorne angehängt. Etwa um 7 Uhr morgens ging es dann von Kleschtschy weiter, und um 1 Uhr trafen wir hier in Bjalystok ein.⁸ Augenscheinlich müssen wir hier einige Stunden stehen, bis wir eine Lokomotive bekommen. Jetzt haben wir noch 75 km bis Prostken zur deutschen Grenze.⁹

⁷ In Brest-Litowsk befand sich Familie Schaad auf historischem Boden. In der weißrussischen Stadt wurde am 3. März 1918 der Friedensvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Sowjetrußland unterschrieben. Vgl. dazu die Ausführungen Schaads im letzten Jahrbuch. Gottlieb Schaad: Meine Lebensgeschichte (2. Teil). Von der Familiengründung in Südrussland bis zur erzwungenen Ausreise nach Deutschland am Ende des Ersten Weltkriegs. – In: BJB 24, 2016, S. 68 ff.

⁸ Die polnische Stadt Bjalystok befand sich bis 19. Februar 1919 noch unter deutscher Kontrolle.

⁹ Prostken in Ostpreußen war bis 1918 Grenzort zwischen Deutschland und Rußland, danach zwischen Deutschland und Polen. Heute gehört der Ort zu Polen und trägt den Namen Prostki.

Endlich auf deutschem Boden

27. Dezember. In Deutschland! Prostken: Früh morgens um 6 Uhr trafen wir hier ein. Ich war bereits aufgestanden, auch Hörschel war schon auf. Eben hatte ich mich gewaschen, als der Zug in eine Station einlief. Hörschel ging hinaus und frag, wo wir seien. Die Antwort lautete: in Prostken. Also jetzt sind wir in Deutschland, Gott gebe uns seinen Segen zur Einreise in die alte Heimat. Möge es uns gut gehen, und möge unser Vaterland sich bald auf festen neuen Grundlagen von den gewaltigen Erschütterungen des Weltkrieges erholen. In Bjalystock mussten wir sehr viel länger warten auf Weiterbeförderung, als eigentlich anzunehmen war. Es fehlte augenscheinlich an einer Maschine. Kluge und Dori waren in die Stadt gegangen und brachten von dort Reis, Käse und Semmeln mit. Diese Produkte sind dort verhältnismäßig nicht so teuer. Reis kostete 7 und Käse 6 Mk. das Pfund. Wir kauften hier auch Brot ein, und zwar 8 Laiblein Roggenbrot à 3,- und 5 sogenannte Weißbrote à 4,- Mk. So hoffen wir, für die erste Zeit in Deutschland mit Brot genügend versehen zu sein, bis wir Brotkarten erhalten können. Ich hatte hier auch noch Gelegenheit, russisches Geld in Mark umzuwechseln. Man bot mir für 100 Rbl. Scheine 150 Mk. und für kleinere Scheine Zarengeld 140,- für 100 Rbl. Da ich bestimmt annehmen muss, dass ich in Deutschland nicht so viel Mk. für den Zarenrubel erhalte, so zog ich es vor, hier 1400 Rbl. einzuwechseln. Um 11 Uhr abends fuhren wir endlich aus Bjalystock ab. Der Entfernung nach hätten wir in 3 bis 4 Stunden die deutsche Grenze erreichen müssen, aber augenscheinlich wird durch das polnische



Das ehemalige Stationsschild des Bahnhofs Prostken befindet sich heute im Bahnmuseum Elk.

Gebiet, das wir hier teilweise berühren müssen, sehr vorsichtig gefahren; denn wir brauchten volle 7 Stunden bis Prostken. Sobald es Tag ist, wollen wir, Kluge und ich, zur Station gehen. Sie ist nicht ganz nahe an unserem Halteplatz. Wir wollen uns dort über alle Formalitäten erkundigen und alles Notwendige erledigen. Es ist jetzt 6 3/4 h morgens, alles ist schon wach, Kluge wäscht sich eben, und dann gehen wir zur Station.

28. Dezember. Korschen: In Prostken, was ja Grenzstation ist, hätten wir bei normaler Reise all die Pass- und Zollscherereien zu erledigen gehabt. Mir war immer bange vor diesem Moment, und in der Hauptsache war dies ja der Grund, weshalb ich Kluge bat, mit bis zur Grenze zu fahren. Aber, o Wunder! Nichts vor all den befürchteten Schwierigkeiten trat ein. Absolut gar keine Pass- oder Zollrevision fand statt, kein einziger Beamter erschien an unserem Zug. Da Kluge unpässlich wurde, so ging ich allein zur Station mit Rudi, Bubi und Hörschel. Auf der Kommandantur erfuhr ich, dass militärisch Reisende überhaupt gar keinen Formalitäten unterzogen werden. Es könne sein – meinte der Beamte –, dass kurz vor Abgang des Zuges ein Zollbeamter erscheint, um etwas nachzuspüren, es sei deshalb besser, wenn wir Zivilpersonen uns so viel als möglich abseits des Gesichtswinkels der „Grünen“ halten. Von der Kommandantur gingen wir in die Wirtschaft, die sehr einfach, wie alle Bahnhofsgebäude, sogar dürrtig aussieht. Es sind alles Notgebäude, da der Bahnhof von den Russen seinerzeit ganz zerstört wurde. Hier tranken wir das erste deutsche Bier, das zwar alkoholfrei ist, aber nichts desto weniger gut mundete. Es ist ein Braumbier, etwas süßlich, und da ich wusste, dass Mutter gerade dies Bier sehr liebt, so schickte ich ihr mit Rudi sogleich ein großes Glas für 1 Mk. zu. Nachher holten wir uns noch eine große Kanne, die Hörschel für 2 Mk. erstand, da Soldaten nur den halben Preis zahlen. Es ist auch Wein und Kognak in der Wirtschaft zu erhalten, jedoch nur für Zivilisten, Militärs dürfen unter keinen Umständen alkoholische Getränke erhalten.

Wie uns mitgeteilt wurde, sollten wir um 11 Uhr von hier nach Korschen weiterreisen. Kluge aber wollte mit Hörschel um 2 Uhr mit dem D-Zug zurück bis Bjalystok. Leider wurde aber nichts aus unserer Abfahrt um 11 Uhr. Ein Sanitätszug, der mittlerweile auch eingetroffen war, schnappte uns die für uns bestimmte Lokomotive weg. So mussten wir denn bis 3.45 Uhr warten, dann end-

lich fahren wir ab. Kluge hatte hierdurch den D-Zug durchgehen lassen müssen und blieb wahrscheinlich in Prostken über Nacht, um nächsten Morgen mit dem Personenzug gleich durch bis Wysoko-Lytowsk zu fahren. Irgendein Zollbeamter erschien vor unserer Abfahrt nicht, nur ein Bahnbeamter kam und klebte an unseren Waggon einen Zettel, auf welchem recht unleserlich unsere Reiseroute bis Stuttgart aufgeschrieben ist. Kluges Unwohlsein hatte sich gebessert, aber durch unvorsichtigen Absprung beim Überklettern eines Transportzugs stürzte er und beschädigte sich ziemlich erheblich das Schienbein. Er blieb bis zum letzten Augenblick bei uns im Wagen – Hörschel und Prinz samt Gepäck waren längst draußen – und nach herzlicher Verabschiedung von uns allen sprang er erst ab, als der Zug schon in Bewegung war.

Weiterfahrt durch Ost- und Westpreußen

Um 8 Uhr abends kamen wir nach etwa 4-stündiger Fahrt hier in Korschen an. Fast alle saßen wir die ganze Zeit an den Fenstern und schauten auf die Landschaft, nur unser Lottchen war nicht ganz gesund und lag infolgedessen unter der Decke. Es gab mancherlei zu sehen, schönen Wald und einige Ortschaften. Auch die Stadt Lötzen berührten wir. Rechtsseitig sahen wir mehrere Seen, merkwürdigerweise fehlt hier aber fast vollständig Schnee, während wir in der Ukraine fast überall sehr viel Schnee angetroffen hatten. Hier in Korschen begann gleich nach der Ankunft die Umrangierung unseres Zuges, da wir doch nun kein Transportzug mehr sind, so müssen die einzelnen Waggons je nach ihrer Bestimmung an andere Züge angeschlossen werden. Etwa um 11 Uhr nachts gab es endlich Ruhe. Wir glaubten zuerst, dass wir hier schon ganz von Grüners abgetrennt würden; aus dem Grunde stiegen auch unsere beiden Landser in den Grüner'schen Waggon um, der direkt in ihre Heimat fährt. Wir hatten dagegen gar nichts einzuwenden, denn wir hatten von den beiden eigentlich so gut wie nichts. Das Einzige, was wir von ihnen als Erinnerung mitbekommen haben, waren die uns freundlichst nachgelassenen

Läuse. Es ist jetzt 6 Uhr abends, und immer wissen wir noch nicht, wann wir endlich weiterreisen werden. Wir sind ganz auf ein entferntes Seitengeleise geschoben. Mittag- und Abendkost nahmen wir heute gegen Bezahlung von der Kriegsverpflegungsstelle. Warmes Mittagessen 90 Pfg., kaltes Abendbrot 70 Pfg. pro Kopf. Die Makkaronisuppe heute Mittag mundete uns gar nicht. Dori, Mutzel und Lotte aßen überhaupt nicht, sodass fast das ganze Essen übrig blieb. Als Abendkost erhielten wir Fleischkonserven, ein recht schmackhaftes Präparat, aber im Gegensatz zu der Mittagsportion, die überreichlich war, gab es hiervon sehr wenig. Soeben wird Reis gekocht, und dann soll die Abendkost mit Reis verspeist werden.

Auch erhielten wir zu diesem Essen 9 Stück Brot, ziemlich reichlich, sodass uns das Brot sehr gut zureichen wird. Leider wird es mit Lotte immer bedenklicher, sodass ich schon einen Arzt holen wollte, der jedoch über Land gefahren ist zu Patienten. Soeben war ich nochmals gegangen und frug von der Güterabfertigung telefonisch bei Dr. Neumann an, ob er bereits zurückgekehrt sei. Die Antwort lautete, dass er wohl nicht vor 9 Uhr kommen würde, es wird darum kaum möglich sein, ihn heute noch zu konsultieren. Sollten wir nicht in der Nacht abreisen, so hole ich ihn morgen früh, da Lottes Zustand mir ernste Besorgnisse einflößt. Sie hustet, klagt über Übelkeit und Schmerzen in der Lendengegend. Es kann sich also um Grippe oder gar um Lungenentzündung handeln. Gebe Gott, dass unser liebes Kindchen nicht gefährlich krank wird, und dass wir es heil bis Stuttgart bringen, dort kann es dann doch die richtige Pflege erhalten.

29. Dezember. Bromberg.¹⁰ Soeben sind wir hier eingetroffen, und da etwa 20 Minuten Aufenthalt sein soll, so benutze ich diese Zeit, um nachzuholen. Es ist jetzt 6 Uhr abends. Von Korschen reisten wir erst vergangene Nacht um 1.45 Uhr ab. Ich fürchtete schon, dass wir dort noch länger stehen würden. Etwa um 4 Uhr morgens kamen wir nach Allenstein, bei Tagesanbruch nach Osterode, und so ging es flott weiter ohne wesentlichen Aufenthalt über Deutsch-Kulau, Bischofswerda, Gossershausen bis Thorn, wo wir um 3 Uhr eintrafen. Der Gesundheitszustand unserer Lotte hat sich Gott sei Dank wesentlich gebessert. Es wurden

¹⁰ Bromberg gehörte zu der Zeit noch zu Deutschland, musste jedoch aufgrund der Bestimmungen des Versailler Vertrags im Januar 1920 an Polen abgetreten werden. Die Stadt trägt heute den polnischen Namen Bydgoszcz.



Bromberg um 1900.

ihr Kompressen gemacht und Aspirin eingegeben. Sie klagte heute schon fast gar nicht mehr, aß auch etwas, es scheint, dass die Krisis vorüber ist. In Thorn, der Zollgrenze von Polen aus, standen wir wieder in Gefahr, mit Zoll- und Passbeamten zu tun zu bekommen. Aber nichts dergleichen! Dieselbe Stelle, die ich wohl schon 10-mal in meinem Leben durchreist bin, und wo ich jedes Mal einige unangenehme Viertelstunden zubrachte, bis die Pass- und Zollrevision durch war, bot heute ein ganz anderes Bild. Kein einziger Gendarm oder Zollbeamte ließ sich sehen. Ganz ungeniert konnte man überall hingehen.

Es ist hier am Bahnhof auch eine Verpflegungsstelle des Roten Kreuzes, wo wir ohne alle Formalitäten Suppe und Brot bekamen, und zwar kostete eine Portion Graupensuppe 20 Pfg., eine Portion Brot dazu 10 Pf. Da die gestrige Suppe in Korschen uns gar nicht mundete, so nahm ich heute nur 5 Portionen im ganzen und zahlte für alles mit Brot 1,50 Mk. Die Suppe war nun aber ganz ausgezeichnet, wir alle aßen sie mit großem

Appetit. Von den 5 Portionen blieb keine Spur übrig, trotzdem es reichlich viel war. Es ist einfach erstaunlich, was immer auch heute noch in Deutschland geleistet wird: für 1,50 Mk. aßen wir 9 Personen uns richtig satt! Wo gibt es etwas Ähnliches in Russland? Um 4 Uhr fuhren wir von Thorn ab, nicht ohne auch noch das Bier probiert zu haben. Über Posen können wir nicht reisen, da die feindlichen Polaken bereits in Posen eingerückt sein sollen. Deshalb geht unsere Reise über Berlin weiter. Soeben, 6.35 Uhr geht der Zug ab. Bromberg, wo wir kurzen Aufenthalt hatten, sahen wir nicht, nur der entfernte Personenbahnhof gab uns den Eindruck von einer schönen Stadt.

Schneidemühl. 10.30 Uhr trafen wir hier ein. Hier steht uns wohl wieder längere Wartezeit bevor. Unsere Lokomotive ist abgehängt, und es beginnt eine neue Umrangierung. Überhaupt ist das Umrangieren eines der größten Übel unserer Reise seit Bjalystok, da wir auf allen größeren Kreuzungspunkten abgehängt, umrangiert oder einran-

giert werden. Doch wie ich eben erfahren habe, sollen wir bald abbefördert werden. Hier ist gar kein Schnee, es ist ganz milde Witterung, wir brauchen nur ganz wenig zu heizen. Wir holten mit Hans Bier vom Bahnhof, das aber nicht so gut ist als in Prostken. Da heute Sonntag ist, so sind leider überall an den Bahnhöfen die Buchläden geschlossen, sodass wir bis jetzt keine Eisenbahnkarte kaufen konnten, und dabei ist es so unbequem, wenn man nicht die Strecke zum Zeitvertreib verfolgen und die Stationen notieren kann. Auch Zeitungen kann man keine bekommen, sodass man sich nicht orientieren kann über die politische Lage im Reich. Doch so viel steht fest, in Berlin geht es bunt her und wir möchten am liebsten gar nichts von Berlin sehen, doch können wir das nicht ändern. Wir werden von hier bald abfahren, von Grüners, mit welchen wir bisher nachbarlich fahren, sind wir jetzt abgehängt, diese werden augenscheinlich Berlin nicht berühren, sondern von Küstrin ab nach Dresden befördert werden.

30. Dezember. Morgens 9.30 Uhr. Wir reisten gestern Abend um 10.30 Uhr von Schneidemühl ab, berührten unterwegs Friedeberg und andere Orte, trafen etwa um 8 Uhr in Küstrin, der alten Festungsstadt, ein, wo es nach kurzem Aufenthalt flott weiterging bis hier, wo wir augenblicklich vor einer Station Halt gemacht haben, da die Einfahrt nicht frei ist. Meines Erachtens befinden wir uns schon ganz in der Nähe Berlins, es können höchstens noch 10 bis 15 km sein. Eben beobachteten wir eine für uns sonderbare Erscheinung. Mehrere Gespanne pflügten in unmittelbarer Nähe der Bahnstrecke einen Acker, der anscheinend ziemlich sandhaltig ist. Demnach muss der Boden hier nur wenig oder gar nicht gefroren sein, tatsächlich ist das Wetter ganz mild, regnerisch, in der Nacht regnete es recht tüchtig. Die Kinder sind kaum von den Fenstern wegzubringen, namentlich Rudi ist auf alles sehr neugierig und findet sich rasch in die gegebene Situation ein.

Rangiererei bei Berlin

Neujahr 1919. Station Suhl. Es war mir nicht möglich, früher wieder im Tagebuch zu schreiben. Die letzte Zeit war sehr anstrengend durch

das ewige Umrangieren fast auf allen größeren Stationen. Hier in Suhl im schönen Thüringen, wo wir etwa um 5 Uhr morgens am 1. Januar eintrafen, müssen wir, da heute keine Güterzüge verkehren, bis 11.30 Uhr abends warten, dann soll es weitergehen über Ritschenhausen, Würzburg nach Stuttgart. Das neue Jahr begrüßten wir in Neudietendorf in der Nähe von Weimar. Doch ich kehre zurück, wo meine Aufzeichnungen zuletzt endeten. Es war kurz vor Berlin. Nun, diesen Hexenkessel haben wir gar nicht zu sehen bekommen. Etwa um 2 Uhr nachmittags trafen wir östlich in einem Vorort Berlins ein. Da wurden wir sogleich ganz entfernt von irgendeinem Bahnhof auf ein Nebengeleise geschoben. In unserer Nachbarschaft standen noch viele Güterzüge, doch meistens solche ganz ohne menschliche Begleiter. In unserem Zug waren auch nur 2 Wagen mit einigen sächsischen Soldaten, die Heimpakete nach Halle an der Saale führen. Wir erhielten hier den Bescheid, dass unser Weitertransport kaum vor 1 Uhr nachts stattfinden wird, da wir erst zu einem neuen Zug umrangiert werden müssen.

Es begann bald darauf eine wahnsinnige Hin- und Herfahreerei, sodass einem ganz schlecht wurde von den vielen Stößen. Es war diese Rangiererei bei Berlin für mich und wohl auch die meisten der Meinigen so ziemlich das Schwerste, was wir auf der Reise zu tragen hatten. Man muss das miterlebt haben, um sich eine Vorstellung davon machen zu können, was es heißt, im Laufe von 10 Stunden fast unaufhörlich hin- und hergestoßen zu werden, sodass man nicht sitzen und nicht liegen kann. Alles, was im Wagen nicht niet- und nagelfest war, purzelte unaufhörlich über- und durcheinander. Wasser, das gewöhnlich von ziemlich weit hergeholt werden musste, konnten wir gar nicht erhalten. Es wurde stets umgestoßen und ausgeschüttet durch die gewaltigen Stöße, die es beim jedesmaligen Zusammenstoßen der Puffer gab. Doch alles nimmt ja endlich ein Ende, und so ging auch unsere Leidenszeit schließlich zu Ende und wir landeten auf einem Güterbahnhof im Westen von Berlin.¹¹

Um 3 Uhr nachts fuhren wir von Groß-Berlin ab. Wir hatten somit von der Stadt selbst nichts gesehen, hatten auch gar keine Möglichkeit, Zeitungen oder Bier zu kaufen, da wir wie gesagt ganz

¹¹ Der Bahnhof Berlin-Moabit diente bis 1894 dem Personenverkehr, danach war er ein wichtiger Güterbahnhof.



Blick auf die Pulitzbrücke in Berlin-Moabit im Jahr 1912. Hier befand sich einer der wichtigsten Güterbahnhöfe Berlins.

seitwärts der Stadt auf Rangierbahnhöfen herumgestoßen wurden. Nur einen Gewinn hatten wir von dem Aufenthalt bei Berlin, nämlich in der Nähe, da wir einige Zeit stille standen, lag eine ganze Partie Kartoffeln und gelbe Rüben ausgestreut zwischen den Gleisen. Ein Rangierbeamter empfahl uns, davon so viel aufzulesen, als uns beliebt, da die Kartoffeln bei dem milden Wetter keinen Frostschaden erlitten haben können. Wir ließen uns das nicht zweimal sagen, und Rudi, der immer fix bei der Hand ist in solchen Dingen, hatte bald 2 Eimer Kartoffeln und einen Eimer gelbe Rüben aufgelesen und eingeheimst. Wir trauten der Güte dieser Gemüse nicht so recht, sonst hätten wir uns besser versorgt, denn es lagen wenigstens 10 bis 15 Sack herum. Nachher aber, und jetzt noch bedauern wir das sehr, es sind nämlich ganz ausgezeichnete Kartoffeln und gelbe Rüben, tadellos gut, wir haben schon zweimal davon gekocht und mit Griebenschmalz gegessen, was sehr gut mundete, und eben bereitet hier Mutter das Neujahrsmahl aus denselben Kartoffeln und Rüben.

Silvester und Neujahr in Thüringen

Etwa um 8 Uhr morgens trafen wir in Halle an der Saale ein, nachdem wir Jüterbog, Wittenberg und Bitterfeld berührt hatten. Überall, dass es ein törichtes Geschwätz der nach Prischib Zurückgekehrten war, es gäbe keine Hühner und keine Tauben mehr in Deutschland und die Krähen flögen so scheu entfernt von Menschen, dass sie mit einem Flintenschuss nicht mehr zu erreichen seien. Nun, Gott sei Dank, so steht es hier nicht. Wir sehen recht häufig Hühner, Enten, Tauben und Gänse und was die Krähen anlangt, so sahen wir ganze Scharen fliegen oder auf den frisch geackerten Feldern sitzen genau so wie in Prischib. In Halle mussten wir auch wieder längere Zeit auf Abtransport warten, wurden einem anderen Güterzug angehängt und verloren hier die letzten menschlichen Mitreisenden, von jetzt ab waren wir das einzige lebende Gut im Zuge. In Halle hatte ich am 31. morgens endlich Gelegenheit, am Bahnhof Zeitungen, Zeitschriften und

eine Eisenbahnkarte zu kaufen, auch fassten wir auf der Kriegsversorgungsstelle Suppe, die recht gut war und 70 Pf. pro Person kostete.

Zu unserem großen Leidwesen mussten wir hier wahrnehmen, dass die heimkehrenden Soldaten meuterten und sich überhaupt sehr roh und unvorschriftsmäßig betrugten.¹² Es sollte ein solcher Transportzug entwaffnet werden, Hans will gehört haben, dass Maschinengewehre zu diesem Zweck herbeigeschafft und aufgestellt werden sollen. Wie verroht manche dieser Leute sind, ist schon an den Liedern zu hören, die sie singen und jedem anständigen Menschen die Schamröte auf die Wangen treiben müssen, nicht davon zu sprechen, dass für Frauen und Mädchen diese Lieder direkt ekelhaft sind. Wie kann ein gesitteter Mensch doch nur bis zu solch tierischer Gemeinheit sinken!

Endlich fuhren wir von Halle ab, kamen nach Weißenfels, wo wir wieder abgehängt und einem anderen Güterzug angehängt wurden. Der 31. ging so langsam zur Neige, und wir sahen ein, dass wir nicht nur zu Neujahr, sondern wohl überhaupt nicht zum 1. Januar nach Stuttgart kommen würden. Weiter ging es über Weimar, wo wir nachts im Vorbeifahren die Römhildt'sche Pianofortefabrik sahen bis Neudietendorf. Da hatten wir wieder längeren Aufenthalt. Ich kaufte am Bahnhof 2 Flaschen Wein, Torte, so viel man bekommen konnte und so feierten wir – zum Teil schlief man auch – Silvester, wobei wir ganz guter

Stimmung waren. Schließlich ging es auch von dort weiter, und um 2.30 Uhr nachts auf den 1. Januar trafen wir in Suhl ein. Suhl ist ein sehr schönes Städtchen. Soeben, wo ich dies schreibe, kamen die Kinder von einem Spaziergang zurück.

1. Januar 1919. Suhl. Um 11.30 Uhr abends sollen wir abreisen nach Ritschenhausen. Wir haben jetzt noch Reisegesellschaft bis Stuttgart. Vier Waggons mit 7 württembergischen Soldaten respektive Offizieren mit Pferden, die aus Litauen kommen. Der heutige Tag verging uns sehr angenehm, ich war zuerst allein in die Stadt spaziert, kehrte in ein Café ein und trank eine Tasse Ersatz mit echter Torte, die recht gut schmeckte. Es kostete Kaffee samt zwei Stückchen Torte nur 1 Mk. Ich wollte gleich eine ganze Torte für meine Angehörigen mitnehmen, aber das gab es nicht, außer Hause wird nichts verkauft, so ging ich zurück zum Bahnhof in unseren Wagen. Mutter hatte unterdessen eine echte, rechte Bratwurstsuppe gekocht, die wir nun als Mittagsspeise am Neujahrstage mit großem Appetit verspeisten. Bald darauf machten sich alle bis auf mich, Dori und Bubi auf in die Stadt, um auch Kaffee und Torte zu essen. Nach deren Rückkunft – es war mittlerweile schon fast Abend geworden – ging ich nochmals mit Dori ins Café, wo Hans und Rudi noch zurückgeblieben waren. Da Rudi Bubis Mütze aufgesetzt hatte, konnte Letzterer nicht mitgehen, er blieb beim Wagen und zerkleinerte unterdessen Bretter zu Brennholz. Jetzt sind wir nach Abendbrot, alles



Beim Vorbeifahren konnte Gottlieb Schaad auch einen Blick auf die Römhildt'sche Pianofabrik in Weimar erhaschen.

¹² Die von Schaad hier notierten Meutereien von Soldaten waren zum einen ein Nachspiel der Novemberrevolution von 1918 und zum anderen ein Vorbote auf die Generalstreiks im mitteldeutschen Bergbaugesamt um Halle an der Saale im Frühsommer 1919.



Im thüringischen Suhl konnte Familie Schaad einen schönen Neujahrstag feiern.

ist still und ruhig im Waggon, ich schrieb soeben auch einen Brief an Frau Hauptmann Bunde wegen der Kleider. Am Tage hatte ich 5 Postkarten mit Neujahrsglutationen geschrieben, darunter auch eine an Hauptmann Bunde und den Offiziersstab.

Weiterfahrt nach Stuttgart

Etwa um 12 Uhr nachts auf den 2. Januar reisten wir von Suhl ab, der nächste Aufenthalt war schon Ritschenhausen, das 20 km von Suhl entfernt ist. Wir wurden dort abgehängt und mussten bis 7 Uhr morgens auf Weiterbeförderung warten. Der Betriebsleiter, ein Bayer, war sehr liebenswürdig, er ließ sich mit mir in ein längeres Gespräch ein, in welchem er mir erklärte, dass wir zwar um 7.30 Uhr abfahren könnten, müssen dann aber in Schweinfurt warten, bis der um 2 Uhr in Ritschenhausen abgefertigte Eilgüterzug eintrifft, sodass wir ebenso gut in Ritschenhausen bleiben können. Wir zogen aber doch vor, abzufahren, man kommt doch vorwärts, und schließlich waren auch noch Chancen, in Schweinfurt einem

Personenzug angehängt zu werden. Der Sammelgüterzug, mit dem wir jetzt fahren, hielt auf allen, selbst den kleinsten Stationen, aber da es ein herrliches Stückchen Land ist, das wir jetzt durchreisten, so war uns das gar nicht sonderlich unangenehm, hatten wir doch dadurch Gelegenheit, uns die Gegend gut anzusehen. Die Kinder, in Sonderheit die Knaben, sind gar nicht von der Türe wegzubringen, man lebt in ständiger Angst, dass einer hinausfällt oder zurückbleibt, denn dass auf jeder Station sofort aufgestiegen und alles abgelaufen wird, ohne das geht es nicht. Rudi hat wohl so ziemlich jede Gelegenheit benutzt, um in dem Automaten ein paar Nickel anzubringen, er hat sich sogar seine Visitenkarte auf Weißblech automatisch drucken lassen. Schließlich trafen wir um etwa 2 Uhr in Schweinfurt ein. Leider war es nicht möglich, uns an einen Personenzug anzuhängen.

Wir hatten von Ritschenhausen ab die Bekanntschaft mit einem Leutnant, einigen Serganten und Soldaten, im Ganzen 7 Mann, Württemberger, gemacht, die auch nach Stuttgart reisen, so haben wir endlich direkte Reisegesellschaft bis

Stuttgart. Die Militärs haben in ihren Wagen keine Öfen, können sich also auch nicht kochen. Wir kochten deshalb am 2. Januar nochmals eine gute Wurstsuppe, und zwar in großer Portion, sodass die 7 Mann auch mitessen konnten. Ein großes Kochgeschirr dazu hatten sie uns geliehen, auch etwas Zucker hatten sie uns gegeben. Die Wurstsuppe, die übrigens ganz vorzüglich war, mündete den Leuten so, dass sie sich gar nicht genug tun konnten mit Dankesäußerungen. In Schweinfurt hatten wir wieder längeren Aufenthalt, und so ging ich auf den Personenbahnhof, um mich nach Verpflegung zu erkundigen. Bei der Etappenverpflegungsstelle konnte ich nur 1 Brot für 1,20 Mk. bekommen, sehr billig, aber beim Bahnrestorateur konnte ich dank der Vermittlung zweier Rote-Kreuz-Schwesterinnen je neun Doppelportionen Wurst, Käse und Brot erhalten, was 15,39 Mk. kostete, sehr gut und verhältnismäßig billig war. Bei einem Konditor nahe des Bahnhofs kaufte ich noch 2 Pfd. Äpfel für 4 Mk. und Torte, die gerade nicht weit her war, und so hatten wir genügend Nahrungsmittel zum Abendbrot. Die Liebenswürdigkeit der Oberin und der Schwestern vom Roten Kreuz ging so weit, dass sie uns noch persönlich in unserem Salonwagen besuchten und uns ein ganzes großes Brot, mehrere Stücke Käsekuchen und für Lotte ein kleines Weissbrötchen als Geschenk vom Roten Kreuz überbrachten. Wir waren von dieser Liebenswürdigkeit ganz gerührt und hätten uns gerne irgendwie revanchiert, wollten auch den Schwestern etwas Weissemehl geben, aber sie nahmen es nicht an, sie meinten, wir würden das in Stuttgart wohl notwendig brauchen. Nach herzlicher Verabschiedung begleiteten Hans und Rudi die Schwestern zum Bahnhof, und um 6.40 Uhr reisten wir ab nach Würzburg.

3. Januar. Lauda (im Badischen). Wir trafen gestern 9 Uhr abends in Würzburg ein, mussten jedoch bald erfahren, dass es mit der Weiterreise nicht so rasch geht, wie man uns in Schweinfurt in Aussicht stellte. Man vertröstete uns auf 3 Uhr nachts. Wir gingen deshalb alle zeitig zur Ruhe, nur Mutter blieb wach beim Feuer, sie konnte nicht schlafen. Natürlich wurde es aber mit unserer Abreise um 3 Uhr nichts. Ich wartete noch bis 5 Uhr, und als auch dann noch keine Anstalten zur Abfertigung getroffen wurden, ging ich zum Betriebsleiter der Station. Es wurde mir mitgeteilt, dass der betreffende Zug, mit dem wir weiterreisen sollten, bisher überhaupt noch nicht einge-

troffen sei, es werde aber um 7 Uhr ein Militärzug erwartet, und dem sollen wir dann angehängt werden. Unser M-Zug traf allerdings etwas später ein, sodass wir um 9 Uhr abfahren konnten.

Ankunft in Stuttgart

5. Januar 1919. Stuttgart. Vorgestern um 11 Uhr abends trafen wir endlich hier in Stuttgart am Nordbahnhof ein. Die Fahrt von Lauda ging ziemlich flott vonstatten, aber es war dann doch überall auf den Durchgangsstationen Aufenthalt. Schließlich war es für uns auch einerlei, ob wir eine Stunde früher oder später in Stuttgart eintreffen, da ja ohnehin nachts keine Rede davon sein konnte, auszusteigen. In Stuttgart angekommen, wurden wir dann auch einige Male hin- und hergeschoben, bis wir endlich auf ein Ruhegleis kamen, wo wir bis 6 Uhr morgens ungestört standen. Um 6 Uhr stand ich auf, machte Feuer in den Ofen und bereitete mir einen Tee. Bald darauf wurden wir weiter an die Rampe zum Hauptbahnhof geschoben. Mittlerweile war es 7 Uhr geworden. In unserer unmittelbaren Nachbarschaft trafen eine große Anzahl von Milchfrauen mit dem Zuge ein. Da Lotte schon so lange Verlangen nach Milch hatte, so bat ich eine der Frauen, ob sie uns nicht etwas Milch ablassen könne. Darauf berieten sich einige 5 bis 6 Frauen und sagten dann, sie wollen uns gemeinsam etwas Milch geben. Ich holte ein Gefäß und bekam nun etwa 1 1/2 Flaschen Milch, als ich aber bezahlen wollte, da lehnten die Frauen das ab: Geld wollten sie dafür keines haben. Die Treuherzigkeit, mit welcher man uns hier entgegenkam, war ganz rührend.

Etwas nach 7 Uhr ging ich mit Rudi auf den Hauptbahnhof und rief meinen Freund Littig telefonisch an, ganz bald erhielt ich auch Anschluss, Theodor war bereits aufgestanden und beim Ankleiden. Nach einigen Begrüßungsworten auch mit seiner Frau vereinbarten wir, dass ich gleich zu ihnen auf die Bopserwaldstraße hinauskomme. Ich schickte Rudi zurück zu den Unsrigen, um ihnen dies mitzuteilen, und selbst fuhr ich den Bopser hinauf und ging zu Littigs. Mit einem halben Stündchen kamen wir natürlich nicht aus, um die ersten notwendigen Besprechungen zu erledigen, es verging eine Stunde, bis wir das Allernotwendigste besprochen hatten. Zunächst erfuhr ich, dass eine Wohnung für uns bis jetzt nicht ge-



Blick auf Stuttgart im Jahr 1895.

funden worden sei und dass im Herzog Christoph auch kein Platz sei, dass wir aber im Hotel Frank, Friedrichstraße, Unterkunft finden, wo für uns bereits 9 Betten bestellt seien.

Mit Frau Littig ging ich dann zur Neuen Weinsteige zu der Schwester meiner Frau, Dorothea Vaatz, die richtig noch da ist. Sie wohnt zusammen mit Fräulein Emilie Vaatz und den beiden Töchtern von Heinrich Vaatz, Heddi und Erna, und zwar wohnen sie bei Kleins, wo Dorothea und Emma seinerzeit einmal logierten. Erna war bereits ins Geschäft gegangen. Dorothea Vaatz und Heddi sowie Frau Littig fuhren nun mit mir zum Bahnhof zu den Unsrigen. Das Wiedersehen zwischen Mutter und ihrer Schwester war natürlich sehr dramatisch, hatten sich die Schwestern doch nach so langer schwerer Zeit wenigstens 5 Jahre nicht gesehen.

Unterkunft im Hotel Frank

Während meiner Abwesenheit hatten die Meinen alles eingepackt, nun ging ich zum Spediteur Paul v. Maur, bestellte dort einen Wagen, unser großes Gepäck abzuholen und bei sich zu lagern, bis wir eine Wohnung finden. Bis auf Hans und Bubi, die bei den Sachen bleiben mussten, gingen wir alle ins Hotel, ich nahm dort den

Hausdiener, der zusammen mit Rudi unser Handgepäck aus unserem Salonwagen abholte. Auch ich ging wieder zum Bahnhof zurück, bald kam auch die Fuhre vom Spediteur, wir luden alle unsere Sachen, sowie auch die Betten, Türe, Tisch und Bänke auf und fuhren ab zum Spediteur. Um 12 Uhr mittags verließen wir also endgültig den Waggon, in welchem wir von Pinsk bisher kampiert hatten. Gern hätte ich einen Fotografen gehabt, der uns hier in diesem Waggon konterfeiti hätte zur Erinnerung für alle Zeiten, aber da es Sonnabend war, wo alle Geschäfte früh geschlossen werden und wir noch allerlei einkaufen mussten, um überhaupt ausgehen zu können, so musste ich vom Fotografieren absehen, um Zeit zu gewinnen. Nachdem unsere Sachen bei Paul v. Maur abgenommen und verstaut worden waren, gingen wir auch ins Hotel, wo bald darauf auch Schwager Heinrich Vaatz und Erna eintrafen. Natürlich gab es im Hotel großen Trubel, bis alles gewaschen, gebadet und angezogen war. Erst um 7.30 Uhr abends konnten wir zum Essen gehen. Herr und Frau Littig waren auch gekommen, und die Verwandten waren noch alle da, so speisten wir gemeinsam zu Abend im Hotel Frank. Auch Kolja Glöckler, den Hans schon aufgesucht hatte, war gekommen. Gegen 10 Uhr verließen uns alle Gäste bis auf Heinrich, der bei uns blieb, da er nicht in Stuttgart selbst, sondern in Mettingen



Zunächst kam Familie Schaad in Stuttgart im Hotel Frank unter.

wohnt. Heute früh ging ich zusammen mit Schwager Heinrich aufs Polizeiamt, um den Lebensmittelschein zu erhalten. Den bekam ich auch sogleich, aber das Lebensmittelamt ist heute geschlossen, sodass ich keine Karten erhalten konnte. Heute essen wir hier im Hotel zu Mittag, aber da das Leben im Hotel selbstredend recht kostspielig ist, so müssen wir zusehen, bald eine eigene Wohnung zu erhalten, mindestens aber uns umsehen, wo wir billiger essen können. Es bleibt mir noch hinzuzufügen, dass wir alle Gott Lob und Dank sagen, dass er uns glücklich und wohlbehalten in die Heimat der Voreltern geführt hat, morgen wollen wir allesamt in die Kirche gehen, um ihm auch dort noch unseren Dank darzubringen.¹³

Wohnungssuche und geschäftlicher Neuanfang

Wie beabsichtigt war, so gingen wir auch am 6. Januar, am Heiligen Dreikönigstag allesamt zum Gottesdienst in die Stiftskirche, um auch dort Gott zu danken für die glückliche Heimführung in das Land unserer Voreltern. Wir gelobten uns, alljähr-

lich, solange wir gesund sind und in Stuttgart wohnen, an Heilige Drei Könige den Gottesdienst in der Stiftskirche zu besuchen, was auch getreulich eingehalten wurde.

Einer der ersten Schritte führte mich in die Stadtdirektion Stuttgart wegen der Einbürgerung. Alles Notwendige wurde sofort eingeleitet und – ich kann sagen – rasch und wohlwollend behandelt. Immerhin währte es doch bis September, bis ich die Dokumente erhielt für mich, Mutter und die minderjährigen Kinder, für Feli und Dori besonders, da die schon volljährig waren. Damals mussten alle Länderregierungen ihre Zustimmung zu einer Einbürgerung in die deutsche Reichsangehörigkeit geben, was natürlich lange Zeit beanspruchte. Einige Jahre später wurde das Einbürgerungsverfahren wesentlich vereinfacht und erleichtert, allerdings mit dem Resultat, dass in Berlin und Preußen überhaupt unzählige ostjüdische Emigranten die deutsche Staatsangehörigkeit „erworben“ haben.

Die schwierigste Frage für uns war zunächst die Wohnungsfrage, da damals in Stuttgart gar keine Wohnungen frei waren. Das Wohnen im Hotel mit der großen Familie war natürlich für längere Dauer nicht durchführbar. Am 9. Januar mussten wir erleben, dass auch in Stuttgart spartakistische Um-

¹³ Hier enden die Einträge im Tagebuch. Das Folgende wurde vermutlich wieder Anfang der 1930er-Jahre aus der Erinnerung aufgeschrieben.

triebe mit Demonstration auf der Straße stattfanden, eine ganze Reihe von Schüssen fielen, sodass diejenigen unserer Kinder, die in Zimmern schliefen, die zur Straße führten, zu uns retierten.¹⁴ Da kam uns schon der Gedanke, dass wir aus dem russischen Regen in die deutsche Traufe gekommen sein könnten. Glücklicherweise war aber das ja nicht der Fall und der spartakistische Spuk wurde hier sehr bald unterdrückt. Meinen Reutlinger

Geschäftsfreunden, Gebrüder Hebsacker, in Firma Ensslin & Laiblin machte ich bald einen Besuch und wurde sehr freundlich und liebenswürdig aufgenommen. Herr Karl Hebsacker sprach gleich davon, dass, wenn ich nicht bald eine Wohnung bekäme, ich doch die schulpflichtigen Kinder zu ihm nach Reutlingen bringen solle, sowohl damit die Kinder Schulunterricht bekämen, als auch um mir die Kosten zu verringern. Ich lehnte diesen freundlichen Antrag zunächst ab, da ich doch hoffte, dass es mir bald gelingen werde, eine Wohnung zu bekommen. Als sich aber schließlich herausstellte, dass dafür nur geringe Aussichten sind, nahm ich das wiederholte Anerbieten doch an. Die vier jüngsten Kinder: Rudi, Gottlieb, Meljusa und Lotte sowie Felicitas zu deren Betreuung kamen somit Ende Januar nach Reutlingen. Die Buben und Felicitas fanden Aufnahme bei Karl Hebsacker, die Mädchen bei Hugo Hebsacker. Die Kinder fanden auch Aufnahme in den entsprechenden Schulen. Wir anderen in Stuttgart Zurückgebliebenen zogen aus dem Hotel Frank um auf die Hauptstätter Straße in das Gasthaus zur Sonne, wo wir sehr viel billiger, aber natürlich auch wesentlich schlechter untergebracht waren. Hans wurde privat für das Einjährige vorbereitet, um dann in die Landwirtschaftliche Hochschule in Hohenheim einzutreten.

Nach diesem Umzug reiste ich nach Leipzig und Berlin, um alle meine geschäftlichen Angelegenheiten zu erledigen. Erst jetzt erfuhr ich von Gerhard und Hey in Leipzig, dass meine Bücher-sendung Anfang November 1918 auf den Weg nach Russland gebracht worden war und bereits in Polen war, als der Zusammenbruch der deutschen Front erfolgte.¹⁵ Infolgedessen beorderte Gerhard und Hey sofort die Sendung nach Leipzig zurück, und so fand ich alle meine Bücher im Speicher der Firma vor. Alles, was ich von deutschen Verlegern eingekauft hatte, verkaufte ich diesen wieder zurück, den Leipzigern mit bedeutendem Verlust, den Süddeutschen in Stuttgart, Reutlingen, Konstanz ohne jeden Verlust außer dem, der durch weitere Entwertung des Geldes inzwischen eingetreten war. Meine Verlagsartikel ließ ich zunächst bei Gerhard und Hey lagern,

An das württembergische Volk
 Die provisorische Regierung ist beauftragt, die Errungenschaften der Revolution zu erhalten und auszubauen. Zu diesem Zweck war es ihre Hauptaufgabe, die Wahlen einer verfassunggebenden Landesversammlung vorzubereiten und zu sichern. Bei der Erfüllung dieser Aufgabe ist die Regierung fortgesetzt durch die Bedrohung und Uebertreue der Spartakusleute gestört worden. Diese winzige Minderheit unseres Volkes, die auch jetzt wieder mit russischem Gelde arbeitet, glaubt die Zeit gekommen, die Macht erzwingen und den Terror in Deutschland ausbreiten zu können. Mit dem Ueberfall auf die Regierung von gestern hat sie begonnen, heute soll der Plan fortgeführt und ihre Herrschaft mit Wassengewalt und Blutvergießen aufgerichtet werden.
 Die Regierung hat bisher mit der größten Zurückhaltung und Geduld der Entwicklung der Dinge zugehört. Die Ereignisse von gestern zwingen uns aber, nunmehr mit aller Entschiedenheit zuzugreifen, um den geplanten bewaffneten Anriffen zu begegnen. Sie hat sich daher unter dem Schutz der Sicherheitskompanien gestellt und diese beauftragt, mit aller Entschiedenheit die Entwaffnung der Ruhest- und Friedensstörer durchzuführen.
 Wir brauchen Ruhe und Ordnung, wenn nicht unser Volk in den nächsten Wochen zu Grunde gehen soll. Sie müssen zu erhalten, ist daher erste Pflicht der Regierung. Wir fordern daher alle Volksgenossen auf, uns bei dieser Arbeit in den nächsten Tagen mit allen Kräften zu unterstützen.
 Wenn wir Frieden haben wollen, müssen wir geordnete Wahlen und ein ruhiges Arbeiten der Landesversammlung sicherstellen.
 Wenn wir die Errungenschaften der Revolution wahren sollen und vor allem der Arbeiterschaft erhalten wollen, dann muß jetzt mit allen Mitteln überaus unverant-

wortlicher Fanatiker ein Ende gemacht werden.
 Dazu sind wir entschlossen und das württ. Volk muß uns dabei helfen!
 Darum heraus, ihr Arbeiter, stellt euch an unsere Seite und rettet euer Werk und unser aller Zukunft!
 Stuttgart, 10. Januar 1919.
 Für die provisorische Regierung Württembergs:
 Blos.

Aufruf der provisorischen Regierung in Württemberg zu Ruhe und Ordnung (MB vom 11. Januar 1919).

¹⁴ Beim sogenannten Januarputsch 1919 versuchten radikale Gruppen in Stuttgart vor den für den 12. Januar 1919 angesetzten Landtagswahlen einen Umsturz zu erzwingen. Am 9. Januar begannen die Unruhen mit einer Kundgebung des „Roten Soldatenbunds“ vor dem Rathaus. Der Aufstand der Spartakisten scheiterte jedoch frühzeitig am entschiedenen Widerstand der Regierungstruppen. Wilhelm Kohlhass: Chronik der Stadt Stuttgart 1918 bis 1933, Stuttgart 1964 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart 17), S. 15 bis 18.

¹⁵ Vgl. dazu: Schaad (wie Anm. 7), S. 75 bis 80.

nach einigen Jahren aber bot mir mein Neffe, Dr. Max Kuhn, an, die Bücher in seinem Messehaus zu lagern, um die Kosten zu ersparen. Dort lagern die Bücher wohl fünf Jahre, mussten dann aber, da Kuhn den Raum benötigte, anderwärts untergebracht werden. Wieder begegnete mir die Firma Ensslin & Laiblin hervorragend entgegenkommend, indem sie mir Gratislagerung bei sich in Reutlingen anbot.

Ich hatte im Laufe der Jahre mehrere 100 Exemplare der Lesebücher nach Kanada und Brasilien verkauft, und so hoffte ich, doch auch weiterhin noch mehr verkaufen zu können. Deshalb entschloss ich mich, die rund 12 000 Lesebücher nach Reutlingen zu transportieren, was immerhin mit allem Drum und Dran 400 Goldmark kostete. Die circa 30 000 Fichtner'schen Rechenbücher verkaufte ich als Makulatur zum Einstampfen um den Spottpreis von Mk. 35. Abschließend will ich über diese Angelegenheit hier gleich sagen, dass ich im Jahre 1932 die ganze noch vorhandene Partie Lesebücher, und zwar 10 500 Stück, an den Vertreter der Mennonitischen Hilfsorganisationen, meinen Freund Benjamin Unruh, Karlsruhe, billig, aber für mich doch vorteilhaft verkaufte. Der größere Teil, etwa zwei Drittel davon, sind bereits nach Kanada und Paraguay geschickt worden, für die aus Russland geflüchteten Mennoniten-Familien. Der Rest befindet sich noch gegenwärtig in Reutlingen zur Verfügung des Käufers. Die Kaufsumme wird in 14 Halbjahresraten durch Unruh an mich gezahlt. Die letzte Rate ist am 1. Juli 1939 fällig.

Einige Zeit nach unserer Ankunft in Stuttgart machte ich auch einen Besuch beim Deutschen Auslands-Institut und wurde dort mit dem Vorstand, Kommerzienrat Wanner, und dem Geschäftsführer, Dr. Wertheimer, bekannt.¹⁶ Ich stand schon in brieflicher Verbindung mit dem Institut, als wir noch in Russland waren. Während der Besatzung der Ukraine durch die deutschen Truppen erhielt ich den ersten Brief vom DAI mit der Aufforderung zur Mitarbeit. Es sollte in Deutschland eine Ausstellung von Kolonistenerzeugnissen, namentlich landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte und so weiter arrangiert werden. Ich erklärte mich dazu bereit, das Projekt kam aber nicht mehr zur Ausführung infolge des Zusammenbruchs. Ich

holte mir im DAI auch Rat wegen der Wohnungsfrage. Man konnte mir dort auch keine Aussichten machen und alles Suchen – ich fuhr dauernd diesseits mit der Straßenbahn in der Stadt herum – half nichts. Eines schönen Tages aber erhielt ich vom DAI die Nachricht, es sei eine Wohnung in Aussicht, ich solle dort vorsprechen. Es stellte sich heraus, dass im Hause Nr. 7 auf dem Herdweg, das dem Lindenmuseum gehört, dessen Schatzmeister Wanner war, eine Wohnung frei geworden war durch den Tod der bisherigen Inhaberin. So sollten wir nun endlich eine Wohnung erhalten. Es wurden Möbel und Hausrat angeschafft, und Anfang März 1919 konnten wir einziehen. Unsere fünf Kinder aus Reutlingen kehrten nun sogleich nach Stuttgart zurück und kamen hier in Schulen. Den Familien Hebsacker sind wir zu größtem Dank verpflichtet für ihre lebenswürdige Hilfe in schwerer Zeit. Ich werde dies niemals vergessen und stets dafür dankbar sein und bleiben.

Wenn ich ursprünglich des Glaubens war, dass ich aus Prischib Nachschub von Geld werde erhalten können, so stellte sich das bald als großer Irrtum heraus, da wir überhaupt sehr lange Zeit ohne jede Nachricht von dort blieben. Von unserem Franz kam einmal eine recht inhaltlose Karte an, aus der ersichtlich war, dass man in Prischib meine Briefe nicht erhalten hatte, somit unsere Adresse nicht wusste. Franz hatte seine Karte an Theodor Littig adressiert. Der erste Brief von meiner Schwester Emma, der hier eintraf, datiert vom 8. Juli 1920, er brachte uns die erste authentische Nachricht über die grauenhaften Verhältnisse, die dort nach unserer Abreise herrschten. Damit war auch klar geworden, dass ich weitere Mittel aus Russland nicht erhalten könnte. Doch zurück zum März 1919. Die Anschaffung der Möbel, Kleider, Hausrat und so weiter hatte meine Mittel so stark reduziert, dass ich vor allen Dingen darauf bedacht war, irgendwie etwas zu verdienen. Zum anderen war es mir klar, dass die älteren Kinder, Felicitas und Dorothea, so rasch als möglich eine berufliche Ausbildung erhalten müssen, um etwas verdienen zu können. Feli begann sich als Musiklehrerin auszubilden und Dori besuchte zunächst die Privatschule des Fräuleins Walther, um sich in der deutschen Sprache und Literatur zu

¹⁶ Der Unternehmer Theodor Wanner (1875 bis 1955) gründete das heutige Institut für Auslandsbeziehungen, die Süddeutsche Rundfunk AG und leitete das Lindenmuseum. Fritz Wertheimer (1884 bis 1968) war von 1918 bis 1933 der Generalsekretär des Deutschen Auslands-Instituts.

vervollkommen. Die beiden Buben, Rudolf und Gottlieb, kamen in die Rosenberg-Realschule, die Mädchen Miljusa und Lotte ins Olgastift. Unsere Lebenshaltung hatten wir aufs Äußerste eingeschränkt. Glücklicherweise hatten wir noch immer von dem mitgebrachten Mehl, was uns eine ganz außerordentliche Hilfe war. Trotzdem war Schmalhans häufig Küchenmeister, denn 9 hungri-ge Mäuler zu stopfen war keine leichte Aufgabe in jener Zeit für die Hausfrau, wo Brot nur auf Kar-ten in ungenügender Menge zu erhalten war, wo es nur 3 Stück Eier für die ganze Familie auf den Monat gab und Butter überhaupt nicht existierte. Unsere Hauptnahrung waren Kartoffeln und Rü-benmarmelade, die man wenigstens in genügen-der Menge kaufen konnte. Ich muss aber hier be-sonders erwähnen, dass es uns gesundheitlich recht gut ging. Wir waren wohl alle sehr viel schlanker geworden, aber das scheint kein Fehler gewesen zu sein, unter Krankheiten hatten wir wirklich nicht zu leiden.

Arbeit bei der Württembergischen Hilfsstelle für Auslandsdeutsche

Auf Anregung des Deutschen Auslands-Instituts hatte sich in Stuttgart eine Vereinigung der Aus-landsdeutschen gebildet, die nach Ländern geglie-dert war, aus denen die Auslandsdeutschen zu-

rückgekehrt waren. Eine besondere Gruppe bil-deten in dieser Vereinigung alle in Württemberg lebenden Kolonisten und sonstige Deutsche rus-sischer Staatsangehörigkeit. Jede dieser Gruppen hatte einen Vertrauensmann, der ihre Interessen beim DAI und wo sonst nötig vertrat. Die Kolonis-tengruppe hatte mich als ihren Vertrauensmann gewählt. Diese Vertrauensmänner trafen sich zu gemeinsamen Beratungen monatlich mindestens einmal, nach Bedarf aber auch öfter. Die Sitzun-gen und Beratungen fanden im Lindenmuseum am Hegelplatz statt. Unter anderen lernte ich da den Vertrauensmann Italiens, Herrn Illg, näher ken-nen und traf mit ihm auch sonst öfter zusammen. Er hatte ein Vermittlungsbüro, und so sprach ich mit ihm auch darüber, ob er mir nicht irgend eine passende Beschäftigung oder eine feste Stellung wüßte. Er nannte mir auch einige Firmen, ich be-warb mich dort auch, aber vergebens. Da erhielt ich um einige Zeit von ihm Nachricht, dass er et-was für mich habe, und richtig, diesmal klappte die Sache. Bei der Württembergischen Hilfsstelle für Auslandsdeutsche, die von Pfarrer Ettwein¹⁷ geleitet wurde, suchte man eine geeignete Hilfs-kraft. Herr Illg machte auf mich aufmerksam, ich wurde eingeladen, mich auf der Hauptfürsorge-stelle vorzustellen und – ich erhielt diese Stellung. Was das für ein Glück für uns war, kann gar nicht genügend hoch eingeschätzt werden, und ich war und ich bin bis zum heutigen Tage Herrn Illg von



Erste Verwal-tungssitzung des Deutschen Aus-lands-Instituts im Lindenmuseum Stuttgart im Jahr 1917.

¹⁷ Friedrich Ettwein (1886 bis 1937). Stadtpfarrer von Stuttgart.

ganzem Herzen dankbar, dass er mir damals zu dieser Stellung verholfen hat.

Am 1. Mai 1919 trat ich die Stellung an und fand mich rasch in den Arbeiten, die dort zu tun waren, zurecht. Es war eine Arbeit, für die ich wie geschaffen war, und in Pfarrer Ettwein hatte ich einen ausgezeichneten, überaus humanen und sozial gesinnten Vorsteher, der alles tat, was möglich war, um die Not der zahlreichen hilfsbedürftigen Auslandsdeutschen zu lindern. Mir kam meine gute Menschenkenntnis im Allgemeinen und meine Kenntnisse der russischen Sprache und der russischen Verhältnisse im Besonderen sehr zustatten, die Arbeit lag mir auch und machte mir Freude. Das Gehalt war ja anfangs nicht sehr befriedigend, besserte sich aber allmählich, und als Pfarrer Ettwein nach etwa dreivierteljähriger Zusammenarbeit wieder auf seine frühere Pfarrei in Braunsbach zurückkehrte (er hatte die Leitung der Hilfsstelle nur vorübergehend angenommen), war ich so in die Arbeit eingeweiht, dass ich sie nun selbstständig weiterführen konnte. Es wäre eine dankenswerte Sonderaufgabe für mich, eine Geschichte der Württembergischen Hilfsstelle für Auslandsdeutsche zu schreiben. Der Versuch dazu wurde vor Jahren einmal von anderer Seite gemacht, welche Arbeit als Doktorarbeit verwendet werden sollte, sie wurde aber aus mir unbekanntem Gründen nicht vollendet. Im Rahmen dieser Niederschrift für meine Kinder kann ich nur das Allernotwendigste anführen, soweit dies zur Klarstellung unserer Verhältnisse erforderlich ist. Ebenso verhält es sich mit der Vereinigung der Auslandsdeutschen, die sich mit den Jahren zu einem Reichsverband unter dem Titel „Bund der Auslandsdeutschen“ entwickelte.¹⁸ Ganz gegen meinen Willen kam ich in diesem Bund der Auslandsdeutschen in führende Stellung, die mir viel Arbeit und auch mancherlei Ärgernis brachte, da es doch eine recht zusammengewürfelte Gesellschaft aus aller Herren Länder war, die sich da als Zweckverband zusammengeschlossen hatte. Auch über diesen Verein könnte ich ein Buch schreiben, ich besitze überreichlich Material dafür. Hier aber kann ich auch nur so weit darauf eingehen, als es zur Klarstellung der verschiedenen Zusammenhänge notwendig erscheint.

Meine Arbeit auf der Hilfsstelle nahm mich vollständig in Anspruch, sodass ich mich nur am Abend mit meinen eigenen und den Vereinsanlässen beschäftigen konnte. Die Sonntage aber dienten mir dazu, meine umfangreiche Korrespondenz zu erledigen, namentlich die Privatbriefe nach Russland und an Russlanddeutsche im Lande nahmen sehr viel Zeit in Anspruch. Im Spätsommer war ich sehr erholungsbedürftig geworden, und so verbrachte ich zusammen mit Mutter meinen zehntägigen Urlaub im Schwarzwald im Kloster Reichenbach. Das waren herrliche Tage der Erholung für uns beide. Ich erinnere mich gut und gerne gerade an diesen ersten Erholungsurlaub, der uns wie kein anderer befriedigt und wohl getan hat.

Ausbildung der Kinder

Wie schon erwähnt, wollte sich Felicitas als Musiklehrerin ausbilden. Dieses Vorhaben musste jedoch aus verschiedenen Gründen aufgegeben werden, insbesondere wegen der hohen Kosten. Sie erlernte dann Stenografie und Maschinens schreiben und war darauf einige Zeit bei der Polizeibefehlsstelle in vertraulicher Stellung. Aber diese Tätigkeit lag ihr nicht, sie entschloss sich darum, sich als Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerin auszubilden, was denn auch in Stuttgart und im Seminar in Kirchheim erfolgte. Das war nun das Richtige für sie, sie bekam die Stellung einer Handarbeitslehrerin in der Rothert'schen Mädchen-Realschule und ging in dieser Arbeit ganz auf. Dass sie trotzdem auch noch der Mutter im Haushalt nach Möglichkeit behilflich war, stellt ihrem Fleiß und ihrer Arbeitsamkeit das beste Zeugnis aus. Aber auch wirtschaftlich war sie der ganzen Familie sehr behilflich, sie gab fast ihr ganzes Gehalt für den Haushalt her, und dies trug viel dazu bei, dass wir in den schweren Zeiten allem gerecht werden konnten. In der Schule war sie bei Kolleginnen und Schülerinnen sehr beliebt und hatte diese Stellung ununterbrochen inne bis zu ihrer Verheiratung 1927.

Dori besuchte einige Monate die Fortbildungskurse bei Fräulein Walther, eine berufliche Ausbil-

¹⁸ Der Bund der Auslandsdeutschen war eine am 18. August 1919 in Berlin gegründete Interessenvertretung, die Auslandsdeutsche wirtschaftlich unterstützte, die ihr Eigentum durch Beschlagnahme ganz oder teilweise verloren hatten.

dung war bei ihr nicht ins Auge gefasst worden, da sie sich ja voraussichtlich in absehbarer Zeit mit Kluge verheiraten würde. Im Juni machte sie mit Mutter bei den Eltern Kluges in Dresden einen Besuch. Ich konnte nicht gleich abkommen, holte sie dann aber nach etwa einer Woche von dort ab. Ich lernte somit Kluges Eltern auch kennen, desgleichen auch seine ältere Schwester und den Schwager. Wir hatten keinen guten Eindruck von den Leuten und von allem, was wir dort sahen und erlebten. Auch Kluge selbst, der jetzt Referendar geworden war, benahm sich uns gegenüber ganz anders als in Russland. Ich hatte das Gefühl, dass er sich nur um die Tochter eines wohlhabenden Vaters beworben hatte, nun dieser aber durch den Krieg verarmt war, lag ihm nicht mehr viel an der Tochter. Dass ich mich darin nicht getäuscht hatte, kam sehr bald heraus. Die offizielle Verlobung sollte bereits bekannt gegeben werden, als wir in Dresden waren. Unter nichtigen Ausreden wurde sie jedoch verschoben, und sehr bald darauf kam der vollständige Bruch. Kluge stellte Anforderungen, von welchen er gut wusste, dass sie für uns unannehmbar waren, und darauf zog er sich zurück. Leutnant Schmidtchen hat gegenüber seinen Kameraden einmal den Ausspruch getan: „Wenn der Kluge nur auch das in Deutschland hält, was er in Russland versprochen hat.“ So war es auch gekommen, er wollte eben eine reiche Partie machen und heiratete bald, nachdem er sich von uns zurückgezogen hatte, eine reiche Fabrikantentochter. Unsere liebe Tochter, der damit das erwartete Lebensglück zerstört wurde, hat darunter natürlich sehr gelitten und ist dank dieses Kriegsabenteuers bis heute unverheiratet geblieben. Wir anderen haben dem Treuebrecher keine Träne nachgeweiht, trotzdem es doch auch für uns eine bittere Kriegserfahrung mehr war.

Nun erlernte Dori die Säuglingspflege im städtischen Kinderheim in Stuttgart, was ein Jahr beanspruchte. Da sie sehr kinderlieb ist, so lag ihr dieser Beruf durchaus, sie hat auch überall, wo sie in Stellung war, die denkbar besten Zeugnisse erhalten. Ihren letzten Säugling pflegte sie, bis er fünf Jahre alt war. Aber auf die Dauer fand sie doch keine Befriedigung mehr in diesem Beruf, sie kehrte heim, als Mutter im Jahre 1932 erkrankte, und ist seither mit einigen Unterbrechungen hier zu Hause in Plieningen. Auch Dori hat uns von ihrem mäßigen Gehalt stets so viel sie konnte mitgeholfen, was uns mit der Erziehung der jüngeren Kinder er-

leichterte. Diese hatten alle ja noch längere Zeit für ihr Studium und ihre Ausbildung nötig.

Nachdem Hans in der Privatschule „Trotzen-dorf“ ein entsprechendes Zeugnis erhalten hatte – das Einjährigenzeugnis konnte er nicht bekommen, da er nicht Englisch kann –, ging er am 1. Juli 1919 als Praktikant zu dem Gutspächter Rudolph bei Gundelsheim, wo er bis Ende September verblieb und dann an die Landwirtschaftliche Hochschule in Hohenheim als ordentlicher Studierender eintrat. Nachdem er drei Semester studiert hatte, wobei er in den Ferien stets auf Praxis war (bei Gebhard auf Geroldseck bei Sulz, bei Preiss in Frauental und bei anderen), ging er auf ein Jahr als Praktikant auf das Gut der Zuckerfabrik Waghäusel, Wadenbrunn in Bayern, worauf er nach Hohenheim zurückkehrte und seine Studien mit dem Diplom beendete. Hans hat uns während seiner Praxis auf dem Land wertvolle Dienste damit geleistet, dass er stets bedacht war, uns mit billigen Lebensmitteln zu versorgen, was namentlich in der Zeit der beginnenden Inflation für uns von großem Wert war, da wir hierdurch unser Geld immer rasch und gut in Lebensmitteln anlegen konnten.

Mit dem Unterricht von Rudolf und Gottlieb in der Rosenberg-Realschule wollte es gar nicht gut gehen. Die Jungen klagten über die Lehrer, namentlich über den Lehrer der französischen Sprache, Liomin, und andererseits beklagten sich die Lehrer über beide Jungen. Ich sah mich nach einer Rücksprache mit dem Rektor, der außerordentlich wenig Verständnis für die Erziehung meiner Kinder zeigte, veranlasst, sie schon im September 1919 aus dieser Schule des geistlosen Drills herauszunehmen und in die Heidehof-Reformschule zu überführen. Dort hatte ich bei dem Direktor dieser Schule mehr Verständnis für unsere Belange gefunden. Dort wurden die Schüler in hohem Grade individuell behandelt, geschult und auch erzogen – zum Beispiel konnten beide Jungen in den Fächern, in welchen sie rückständig waren, wie Französisch und Englisch, am Unterricht in einer niederen Klasse teilnehmen, während sie in den anderen Fächern in einer höheren Klasse unterrichtet wurden. Auf diese Weise wurde es ihnen bei einigem Fleiß im Verlauf von anderthalb Jahren möglich, ganz in die höhere Klasse aufzusteigen. Ich hörte vom Direktor dieser Schule keine Klage über meine Söhne, und im April 1921 beendeten beide die Schule mit dem Einjährigenzeugnis.

Rudolf wollte sich als Techniker ausbilden, er hatte von jeher große Neigung dafür, und so trat er bei C. & E. Fein in Stuttgart zunächst als Lehrling ein, später ging er auf das Technikum Mittweida in Sachsen, da er auf der Technischen Hochschule in Stuttgart mit seiner Vorbildung nicht als ordentlicher Studierender aufgenommen werden konnte. In Mittweida gefiel es ihm aber gar nicht, was dort gelehrt wurde, befriedigte ihn nicht, und nach zwei Semestern verließ er diese Bildungsstätte. Rudi zeigte auch schon in früher Jugend Talent für Malerei. In Stuttgart wurde er unter anderem mit der Malerin Fräulein Maria Föll bekannt, der Tochter meines Odessaer Bekannten Paul Föll, die schon vor dem Krieg in Stuttgart lebte und sich als Malerin einen Namen gemacht hat. Bei ihr ging Rudi viel aus und ein und schwärmte förmlich für sie. Es wollte mir manchmal scheinen, als ob es für Rudi tatsächlich das Beste sei, ihn diesen Weg gehen zu lassen. Er besaß durchaus künstlerische Anlagen und hätte sich wohl mit den Jahren vielleicht als Maler durchgesetzt. Aber für uns war es doch notwendig, dass die Kinder etwas erlernten, wodurch sie in absehbarer Zeit sich den Lebensunterhalt erwerben konnten. Mit der Malerei ist es aber so eine Sache, dass eben doch nur ein wirklich großes Talent sich durchsetzen kann, alles andere bleibt Hungerleiderei.

Da Rudi gute Begabung für Mathematik hat, so belegte er aus genannten Erwägungen heraus auf der Technischen Hochschule in Stuttgart mathematische Fächer als Hörer. Das ging – wenn ich nicht irre, zur Not zwei Semester – das zweite davon hat er wohl zum größten Teil geschwänzt, weil ihm auch dies Studium nicht zusagte. Dass ich unter solchen Umständen dauernd in großer Sorge um seine Zukunft war, ist wohl begreiflich, umso mehr, als ich bei unseren derzeitigen Verhältnissen verlangen musste, dass jedes Familienmitglied bemüht sein muss, selbstständig zu werden, wozu aber bei Rudi sich keine Aussicht zeigte. Er versuchte Verschiedenes, machte Fensterdekorationen, interessierte sich aber auch sehr für das Theater und den Film. Als er in diese Gesellschaft geraten war, konzentrierte sich seine Neigung immer

mehr und mehr auf den Film. Er schrieb Filmrezensionen für das Stuttgarter Tagblatt und für den Filmkurier in Berlin sowie auch sonstige Aufsätze über filmische Angelegenheiten. Mit diesen Arbeiten verdiente er nicht viel, aber doch etwas, und schließlich landete er bei der Klingfilm-Gesellschaft als Mitarbeiter. Da Stuttgart ihm auf die Dauer keine Aussichten bot, in der Filmbranche richtig vorwärts zu kommen, ging er nach Berlin, wozu auch ich ihm nur raten konnte.¹⁹

Gottlieb, der wie Hans große Neigung zur Landwirtschaft hatte – insbesondere ist er ein großer Pferdefreund –, trat am 1. Mai 1921 für zwei Jahre in landwirtschaftliche Praxis zu Gebhard auf Geroldseck bei Sulz ein, wo auch Hans seinerzeit mehrere Monate war. Darauf ging er auf das Gut Wadenbrunn in Bayern, das der Zuckerfabrik Waghäusl gehört, blieb dort bis zum März 1924, worauf er in die Hohenheimer Landwirtschaftliche Hochschule als ordentlicher Student aufgenommen wurde. Nach ununterbrochenem Studium, das er mit Diplom 1926 beendete, nahm er eine Stellung als Aufseher bei der Ackerbau-Gesellschaft in Probstdorf (in Österreich) an.

Unsere beiden jüngsten Kinder, Emilie und Lotte besuchten, wie schon erwähnt, das Olga-Stift.²⁰ Mit Miljusas Lernen wollte es im Olga-Stift nicht so recht vorwärts gehen. Es war mit ihr ähnlich wie mit Rudi und Gottlieb, das Fundament des Wissens, das sie während des Krieges in Russland erhalten hatte, war ungenügend, und so kam sie nicht richtig in allen Fächern mit. Ohne diese Schule ganz absolviert zu haben, trat sie aus und machte dann einen zweijährigen Lehrgang für weibliche Handarbeit im Seminar in Stuttgart durch, und darauf noch ein Lehrjahr für Hauswirtschaft in Kirchheim unter Teck, womit sie ihre Ausbildung als Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerin befriedigend beendete.

Lotte, die als jüngstes unserer Kinder nur kurze Zeit in Russland die Schule besucht hatte, fand sich hier in Deutschland am leichtesten in den Schulverhältnissen zurecht. Sie beendete das Olga-Stift im Jahre 1925 befriedigend mit Diplom. Darauf war sie ein Jahr lang als Haustochter bei

¹⁹ Rudolf Schaad (1901 bis 1990) arbeitete später als Filmeditor und Filmregisseur. Unter anderem war er Regieassistent bei der Verfilmung von Theodor Fontanes Roman *Effi Briest*, die 1939 als „Der Schritt vom Wege“ unter der Regie von Gustav Gründgens (1899 bis 1963) entstand.

²⁰ Das Königin-Olga-Stift in Stuttgart wurde 1873 von der württembergischen Königin Olga (1822 bis 1892) als Mädchenschule gestiftet. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts ist es ein öffentliches, allgemeinbildendes Gymnasium für Mädchen und Jungen.

Musiklehrer Josef Tijssen, wo sie auch Unterricht im Klavierspiel haben sollte, was eigentlich der Hauptzweck ihres Eintritts bei Tijssen war. Leider wurde aus dem Musikunterricht nicht viel. Wieder nach Hause zurückgekehrt, besuchte sie ein Jahr lang die Frauenarbeitsschule. Da ihr aber dies Fach nicht lag, so bildete sie sich bei Zimmermann in einem halbjährigen Kursus für Stenografie, Maschinenschreiben und Buchführung aus. Nach einem kurzen Versuch bei der Firma Lorenz auf der Charlottenstraße trat sie beim Krankenkassenverband in dauernde Stellung ein.

Nachdem ich so den äußeren Rahmen des Bildungsgangs unserer Kinder bis zum Abschluss geschildert habe, kehre ich zurück zu meiner Tätigkeit auf der Hilfsstelle, in den auslandsdeutschen Organisationen verschiedener Art und meiner Mitarbeit als Beisitzer der Spruchkammer für das Entschädigungsverfahren für Auslandsdeutsche.

Württembergische Hilfsstelle für Auslandsdeutsche

Die Aufgabe der Württembergischen Hilfsstelle für Auslandsdeutsche bestand darin, die aus den Feindländern zurückgekehrten Reichsdeutschen und Deutschstämmigen, die sich in Württemberg aufhielten, zu beraten, zu unterstützen und auch sonst zu betreuen, im Besonderen auch Wohnungen für sie zu beschaffen. Meine Aufgabe war es, die erste Fühlung mit den neu eingetroffenen Hilfesuchenden zu nehmen, ihre Personalien festzustellen und zu protokollieren sowie ihre Hilfsbedürftigkeit und -würdigkeit zu prüfen. Die gewissenhafte Durchführung dieser Aufgabe war keine Kleinigkeit, man kann sich ja denken, welche verschiedenartigen Elemente sich da bei der Hilfsstelle meldeten. Es gab sotene und sotene – wie man auf gut Schwäbisch sagt – und was einem da manchmal vorerzählt wurde, war häufig sehr schwer auf seine Glaubwürdigkeit nachzuprüfen. Man musste sich da in den meisten Fällen auf seine Menschenkenntnis verlassen und den Fall dementsprechend entscheiden. Mit der Zeit bekam ich darin eine große Routine, sodass mir keiner so leicht ein X für ein U vormachen konnte.

Aber es gab unter den Hilfesuchenden leider sehr viele unehrliche Menschen, ja selbst professionelle Schwindler, Betrüger und sogar Verbrecher. Als Beispiele werde ich in einem späteren Ab-

schnitt auf einige ganz krasse Fälle zu sprechen kommen. Wenn nun so ein Neuangekommener auf Herz und Nieren geprüft war, wurde sein Fall entsprechend weiterbehandelt. Ich nehme einen normalen Fall an, wo der Hilfsbedürftige in Feindesland interniert war und nach dem Waffenstillstand mit der Familie ausgewiesen wurde, während sein Vermögen dort entweder beschlagnahmt wurde oder ihm sonst verloren ging. Fast ganz mittellos in der Heimat, in Deutschland, eingetroffen, wurden ihm von der Hilfsstelle die Mittel zu bescheidenem Lebensunterhalt gegeben. Es wurde ihm, wenn möglich, eine Wohnung beschafft oder aber doch eine vorübergehende Wohngelegenheit, auch wurde für ihn eine geeignete Arbeitsgelegenheit gesucht. Manche fanden auch selbst durch Verwandte eine solche, was jedoch immer Wochen, selbst Monate lang währte, bis etwas gefunden war. Wenn solche Familie dann einen festen Sitz hatte, wurden ihr auch Möbel, Kleider, Wäsche und Hausrat in bescheidenem Maß gegeben.

Die Hilfsstelle erhielt aus Heeresbeständen zu billigen Preisen Anzüge, Decken und anderes in größeren Mengen, die Altkleiderstelle überließ gespendete getragene Anzüge um billigen Preis an die Klienten der Hilfsstelle. Die Fürsorgerin der Hilfsstelle, Fräulein Korndorff, hatte die Aufgabe, in einzelnen Fällen, wenn größere Familien in sehr bedürftigen Verhältnissen waren, diese je und je zu besuchen, zu beraten und zu betreuen. All das geschah so lange, bis die Betreffenden sich in der Heimat wieder eingelebt hatten und sich selbst weiterhelfen konnten. Es war für uns auf der Hilfsstelle immer ein frohes Ereignis, wenn wir wieder eine Familie oder auch einzelstehende Personen in ein geordnetes Leben zurückgeführt wussten. Durch die segensreiche Wirksamkeit der Hilfsstelle sind viele Hundert Familien und noch mehr einzelstehende Personen männlichen und weiblichen Geschlechts wieder zu brauchbaren Gliedern der deutschen Volksgemeinschaft geworden.

Es gab aber auch nicht wenig Hilfsbedürftige, mit welchen wenig oder gar nichts anzufangen war. Alle Bemühungen, sie in Arbeit unterzubringen und in ein geordnetes Leben zurückzuführen, scheiterten an ihrer Charakterlosigkeit und Arbeitsscheu, da sie einmal in öffentliche Fürsorge genommen, glaubten, dass sie nun ein Anrecht darauf hätten, Zeit ihres Lebens unterstützt zu werden. Wir hatten eine ganze Anzahl Familien,

die wir einfach nicht loswerden konnten, bis man sie schließlich zwangsweise aus Stuttgart entfernte und irgendwo auf dem Lande unterbrachte, wo sie dann der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, selbst für sich sorgen mussten. Neben diesen zwei Gattungen der bei der Hilfsstelle Unterstützung Suchenden gab es aber noch eine dritte Gattung, das waren die regelrechten Schwindler, in der Mehrzahl alleinstehende Personen, die, nachdem sie in Deutschland irgend etwas verbost hatten, seinerzeit ins Ausland ausrückten, namentlich nach Frankreich und in die Schweiz als den angrenzenden Ländern. Was die einem alles vorgelogen haben, das spottet jeder Beschreibung. Es waren auch solche darunter, die zwar einstmals im Ausland lebten, aber bereits vor dem Krieg nach Deutschland zurückgekehrt waren, und die nun Anspruch auf Unterstützung als Auslandsdeutsche machten. Es war nicht immer ganz leicht, die Wahrheit herauszubekommen, aber wohl in den meisten Fällen wurde der Schwindel festgestellt und die Gesuchsteller natürlich abgewiesen.

Außer der Hilfsstelle für Auslandsdeutsche gab es auch noch eine Hilfsstelle für aus Elsass-Lothringen Ausgewiesene.²¹ Diese beiden Hilfsstellen domizilierten unter einem Dach, und zwar zu Anfang ihrer Tätigkeit im Prinzenbau beim alten Schloss, hatten aber ganz getrennten Betrieb, da

sie auch ihre Betriebsmittel nicht von gleicher Stelle bezogen. Die Hilfsstelle für Auslandsdeutsche arbeitete in der Hauptsache mit württembergischen Spendemitteln, die größtenteils von der Industrie aufgebracht wurden und im Württembergischen Arbeitsministerium zusammenflossen, dem beide Hilfsstellen unterstanden. Die Hilfsstelle für Elsass-Lothringen dagegen wurde vom Deutschen Roten Kreuz finanziert und verfügte über wesentlich bedeutendere Mittel. Diese beiden Hilfsstellen waren dem Hauptausschuss für Kriegsfürsorge in Württemberg angeschlossen, der gleichfalls im Prinzenbau domizilierte und dem ein pensionierter Hauptmann Wirth, Kriegsinvalid, vorstand. Als der Hauptausschuss für Kriegsfürsorge abgebaut wurde, übertrug man dem inzwischen zum Major avancierten Herrn Wirth die Oberleitung der beiden Hilfsstellen.

Viel soziales Verständnis hatte Major Wirth nicht gerade für seine Aufgabe, auch legte er keinen großen Wert auf persönlichen Anteil an der Arbeit. Er begnügte sich in der Hauptsache mit der Repräsentation und dem schönen Gehalt. Pfarrer Ettwein war, wie schon erwähnt, wieder in sein Pfarramt zurückgekehrt, und so hatte ich nun mit Major Wirth zu tun. Die Zusammenarbeit mit ihm ging in so weit ganz gut, als er sich nur wenig um die eigentlichen Arbeiten bei der Hilfsstelle für Auslandsdeutsche kümmerte. Wenn er



Die Württembergische Hilfsstelle für Auslandsdeutsche war im Prinzenbau untergebracht.

²¹ Nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 wurden Elsass und Lothringen, die zuvor französisch waren, als Reichsland ein deutsches Verwaltungsgebiet. Nach der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg wurden die beiden Gebiete 1918 wieder französisch. Ein Teil der deutschen Bevölkerung im ehemaligen Reichsland wurde daraufhin vertrieben.



Einmarsch französischer Truppen in Essen im Jahr 1923.

doch manchmal glaubte, Anordnungen treffen zu müssen, so gab ich ihm zu verstehen, dass ich für seine ausgezeichneten Anordnungen kein Verständnis habe und sie deshalb auch nicht befolgte. Aus diesem Grunde war denn manchmal ein etwas gespanntes Verhältnis zwischen uns, aber er sah doch ein, dass er besser tat, sich von jeder Einmischung in die speziellen Angelegenheiten bei der Hilfsstelle für Auslandsdeutsche zu enthalten. Im Jahre 1920 mussten die beiden Hilfsstellen leider den Prinzenbau räumen und wurden in der Rotebühl-Kaserne untergebracht, wo sie an und für sich räumlich besser gestellt waren, denn der Betrieb hatte sich bei beiden Hilfsstellen immer noch vergrößert. Aber auch dort blieben wir nur bis 1922, um jene Zeit war der Betrieb bei beiden Hilfsstellen schon etwas zurückgegangen, und wir wurden nun in einem Hause auf der Büchsenstraße gegenüber dem Schwimmbad sehr unvollkommen untergebracht. Es fand auch eine gewisse Verschmelzung beider Hilfsstellen statt und ein Teil des Personals wurde entlassen.

Eine neue große Aufgabe entstand den Hilfsstellen aber durch die französische Besetzung des Ruhrgebiets Ende Januar 1923. Da sich die Ruhrbevölkerung gegen diese Besetzung auflehnte, na-

mentlich die Eisenbahner sich sehr unzufügig gegenüber den Eindringlingen zeigten und auch allerhand Sabotageakte vollzogen, fand eine Massenausweisung dieser Treudeutschen aus dem Ruhrgebiet statt.²² Vom Deutschen Roten Kreuz wurden große Mittel für die Betreuung dieser von Heimat und Heim Ausgewiesenen zur Verfügung gestellt. Besonders viele der Ausgewiesenen kamen nach Württemberg und das schwierigste Problem, das dadurch zu lösen war, war die Wohnungsfrage. Der Wohnungsmangel war damals immer noch sehr groß, namentlich in Stuttgart, und doch strömte hier zunächst alles zusammen. Wir hatten wirklich unsere liebe Not mit der Unterbringung, trotzdem von der Regierung eine Verfügung erlassen worden war, nach welcher diese Ausgewiesenen bei der Wohnungszuteilung vordringlich bevorzugt werden mussten.

Es gab damals sehr viel Arbeit gerade für mich, hatte ich doch vor allen Dingen die Personalien aufzunehmen, zu prüfen, ob die betreffenden Geschwister auch tatsächlich ausgewiesen sind, was in den allermeisten Fällen gar nicht ohne Weiteres festzustellen war. Lange nicht alle tatsächlich Ausgewiesenen hatten einen formellen Ausweisungsbefehl erhalten, den sie hätten vorweisen

²² Da Deutschland Ende 1922 mit seinen im Versailler Vertrag festgelegten Reparationszahlungen im Rückstand war, besetzten französische und belgische Truppen Anfang 1923 die bis dahin unbesetzten Teile des Ruhrgebiets. Dies forderte den Widerstand der dortigen Bevölkerung heraus, der als „Ruhrkampf“ in die Geschichte einging.

können. In den meisten Fällen mussten bei den Polizeibehörden der Ortschaften, aus welchen die Ausgewiesenen kamen, Erkundigungen eingezogen werden, was in jedem Falle stets mindestens zwei Wochen Zeit beanspruchte. So lange musste man die Hilfesuchenden unter allen Umständen betreuen. Diesen Umstand machten sich viele professionelle Schwindler und Unterstützungsschwindler zunutze, meldeten sich als Ausgewiesene und wurden nun bis zur Klärung ihres Falles unterstützt. In sehr vielen Fällen erhielten wir die Auskunft, dass der betreffenden Polizeistelle nichts über die Ausweisung des Antragstellers bekannt sei. Ich musste mich nun auf meine Menschenkenntnis verlassen. Elemente, die nicht vertrauenswürdig erschienen, wurden aus Mangel an Beweisen abgewiesen. Nun waren aber darunter auch solche Geschwister, die angeblich geflüchtet waren, da sie irgendetwas getan hatten, wofür ihnen Verhaftung drohte, und die es darum vorzogen, rechtzeitig auszurücken. Solche Fälle waren am schwierigsten zu behandeln, denn da musste man sich fast ausschließlich auf den Eindruck verlassen, den der betreffende Geschwister machte, und ob er sich bei längerem Kreuz- und Querfragen nicht verhaspelte. Wo man den Eindruck bekommen hatte, dass der Betreffende die Wahrheit gesagt habe, nahm man ihn in vorübergehende Fürsorge und stellte die Entscheidung für eine dauernde Fürsorge dem Hauptverein des Deutschen Roten Kreuzes anheim. Ich habe mit dieser Gattung Menschen viel Erfahrungen gemacht, habe auch eine ganze Anzahl offensichtlicher Schwindler durch die Kriminalpolizei verhaften und abführen lassen, und in allen Fällen waren es Subjekte, die schon eine ganze Reihe von Vorstrafen für Schwindeleien und Diebereien verbüßt hatten.

Ich kann mich nicht auf Schilderung vieler Fälle einlassen, aber einen recht krassen Fall möchte ich hier doch erwähnen. Es sprach ein junger Mann im Alter von 25 bis 28 Jahren vor mit der Angabe, dass er aus dem Ruhrgebiet geflüchtet sei, weil er dort sich an einem Sabotageakt beteiligt hatte und deshalb von den Franzosen verfolgt wurde. Ich schickte mich an, seine Personalien aufzunehmen. Er legte mir einen Ausweis vor auf den Namen Johannes Wiebe, gebürtig aus Alexanderkron in der Ukraine. Das machte mich sofort stutzig. Wiebe ist ein spezifisch mennonitischer Name und Alexanderkron ist ein mennonitisches Dorf etwa

25 km östlich von Prischib im Halbstädter Gebiet gelegen. Die Sprache des Mannes klang aber gar nicht so wie unsere Mennoniten sprechen. Ich frug ihn darum, ob er Mennonit sei und Plattdeutsch verstünde. Das verneinte er mit der Begründung, er habe mit seinen Eltern seit frühester Jugend in Kersch gelebt (gemeint war Kertsch), und so die plattdeutsche Sprache nicht erlernt. Das glaubte ich selbstverständlich nicht, denn die Eltern sprachen sicher Plattdeutsch, auch wenn sie schon längst aus Alexanderkron in die Stadt Kertsch in der Krim verzogen gewesen wären. Somit müsste auch der Sohn Plattdeutsch sprechen können. Nun sprach ich ihn Russisch an und frug ihn: „Demnach sprechen Sie natürlich gut Russisch, wenn Sie in einer russischen Stadt lebten“, und nun schaute er mich recht blöde an, denn er hatte natürlich kein Wort von dem verstanden, was ich gesagt hatte.

Nun wusste ich natürlich genug, ließ mir aber nichts anmerken, sondern trug ruhig meine Feststellungen in das Protokoll ein, und als ich damit fertig war, sagte ich zu ihm, er möge sich einen Augenblick gedulden, und ging aus meinem Zimmer hinaus ins Nebenzimmer, um mit der Kriminalpolizei zu telefonieren. Einem Kollegen sagte ich rasch im Vorbeigehen, um was es sich handelt und er solle achtgeben, dass der Kunde uns nicht entwischt. Ich hatte jedoch kaum den Versuch zu dem Telefongespräch gemacht, als ich im Nebenzimmer laute Stimmen und ein tumultartiges Geräusch vernahm. Ich wusste sogleich, worum es sich handelte, ging sofort hinaus und kam gerade noch zu rechter Zeit, um den Schwindler mit überwältigen zu helfen. Er hatte versucht, auszurücken, hatte aber nicht die Ausgangstüre erwischt, sondern war in ein leer stehendes Zimmer geraten, somit richtig in eine Mausefalle, als man ihn dann aber fassen wollte, wehrte er sich wie ein Löwe. Zwei sehr handfeste Angestellte konnten ihn kaum überwältigen, aber ich kam dann noch dazu, dann gelang es. Er bekam auch so nebenher einige unzarte Handgriffe zu spüren, die ihm wohl längere Zeit unvergessen geblieben sind und durch die er nun ganz zahm geworden war. Ich kann mich nun kurz fassen. Zwei Kriminalwachtmeister kamen und nahmen den Herrn in Empfang und führten ihn, nachdem ich den Sachverhalt zu Protokoll gegeben hatte, ab. Es stellte sich dann heraus, dass er ein längst gesuchter Dieb und Einbrecher war, der zuletzt in Ham-

burg einen Einbruchdiebstahl begangen hatte. Den mir vorgelegten Ausweis hatte er dem rechtmäßigen Besitzer in Hamburg gestohlen. Bei der nachfolgenden Gerichtsverhandlung wegen Unterstüzungsschwindels hatte ich als Zeuge zu fungieren, wie auch in mehreren anderen Fällen, und der Schwindler erhielt seine Strafe zudiktirt, worauf er nach Hamburg zur weiteren Strafverfolgung ausgeliefert wurde.

Dass mir meine Kenntnisse der russischen Verhältnisse bei meiner Tätigkeit auf der Hilfsstelle von großem Nutzen waren, will ich bei dieser Gelegenheit noch an einem anderen Fall kurz erwähnen. Der Fall passierte in den ersten Jahren meiner Tätigkeit und war kein Kriminalfall. Es meldete sich auf der Hilfsstelle für Auslandsdeutsche eines Tages ein Mann mit großer Familie, der sich Otto Reschke nannte und aus Altmontal bei Prischib stammte: Ich schaute mir den Mann nach der Namensnennung genauer an. Richtig, das ist der jüngere Bruder meines Schulfreunds Wilhelm Reschke, den ich allerdings niemals vorher gesehen hatte, der auch mich nicht kannte. Ich ließ ihn zunächst nicht wissen, wer ich bin, denn mir war so viel von ihm bekannt geworden, dass er nicht in bestem Rufe stand und seinen Eltern viel Kummer bereitet hatte. Ich hielt es für besser, zunächst einmal alles Wissenswerte von ihm zu erfahren und das zu protokollieren, um mir ein klares Bild davon zu machen bezüglich der Unterstützungsberechtigung. Da auch seine Frau und fünf Kinder in Betreuung kommen sollten, so mussten auch deren Personalien genau aufgenommen werden.

Als ich den Reschke nach dem Mädchennamen seiner Frau frug, so sagte er: Zornikel aus Neumontal. Unwillkürlich fuhr es dann bei mir heraus: nicht Zornikel, sondern Zernikel, denn einen Zornikel gibt es doch gar nicht in Neumontal! Das verblüffte Gesicht, das Reschke daraufhin machte, war geradezu köstlich. „Ja, wer sind Sie denn eigentlich, dass Sie die Molotschna so genau kennen?“, frug er mich. „Das wird Ihnen bald bekannt werden“, sagte ich ihm, „aber dass Sie nicht einmal den richtigen Namen Ihrer Frau kennen, ist doch ein starkes Stück.“ Nachdem ich alles Wissenswerte von ihm erfahren und protokolliert hatte, nannte ich ihm meinen Namen, nun war er ganz baff. Meinen Namen kannte er sehr gut, wusste auch, dass ich mit seinem Bruder gut Freund war. Wie sich herausstellte, war er samt seiner Familie alsbald nach der Besatzung der

Ukraine durch die deutschen Truppen zusammen mit einer größeren Anzahl Gleichgesinnter auf Werbung des Rückwanderervereins Berlin nach Deutschland gekommen, da man hier Landarbeiter sehr nötig hatte. Da Reschke selbst, zum Teil auch seine Kinder, nicht sehr arbeitsfreudig waren, so hielten sie es nirgends sehr lange aus und zogen in ganz Deutschland herum und kamen schließlich nach Stuttgart. Streng genommen war diese Familie gar nicht berechtigt, von der Hilfsstelle in Fürsorge genommen zu werden, sie hätte eigentlich an die Armenfürsorge abgeschoben werden müssen. Man entschied sich aber doch dazu, die Familie zu unterstützen. Mit viel Mühe gelang es, die Söhne richtig in Arbeit zu bringen und schließlich die ganze Familie aus der Fürsorge auszuschalten. Freude haben wir an dieser Familie nicht erlebt.

Noch einen krassen Fall will ich kurz schildern, bei welchem ich, respektive die Hilfsstelle, durch einen Schwindler düpiert wurde. Es meldete sich ein einfacher Mann in mittleren Jahren in Begleitung von Frau und einem kleinen Kind mit dem Vorgeben, dass er aus dem Ruhrgebiet geflohen sei, da er einen französischen Offizier erschossen habe, der seine Frau mit unsittlichen Anträgen belästigt hatte. In seiner Wut habe er zur Waffe gegriffen und den Offizier niedergeschossen, worauf er dann eiligst mit seiner Frau und dem Kind die Flucht ergriffen habe. Der Mann machte einen durchaus guten Eindruck und die Schilderung des ganzen Vorfalles war so einfach und ungeschmückt, dass sie wirklich glaubwürdig erschien und ich keinen Verdacht hatte, dass dies alles Schwindel sein könnte. Natürlich musste an Ort und Stelle Erkundigung eingezogen werden, und erst wenn sich die Richtigkeit der Angaben bestätigte, konnte er in eigentliche Fürsorge genommen werden. Immerhin aber mussten wir ihn vorläufig einmal betreuen. Er wurde für Rechnung der Hilfsstelle mit Frau und Kind ins Vinzenzhaus eingewiesen, bekam, wenn ich nicht irre, 30 Mk. für kleine Einkäufe für Schuhe und so weiter und sollte sich nach einigen Tagen wieder auf der Hilfsstelle melden. Wer sich nicht mehr sehen ließ, war dieser Kunde – seinen Namen habe ich vergessen – und eine telefonische Anfrage im Vinzenzhaus erbrachte die überraschende Mitteilung, dass diese Familie, nachdem sie übernachtet hatte, mit unbekanntem Ziel abgereist sei. Wir meldeten den Fall gleich für die schwarze Liste beim Roten Kreuz an, und wie

sich herausstellte, beschwindelte der Mann noch viele andere Fürsorgestellen, bis er endlich dank der schwarzen Liste in München geschnappt wurde. Natürlich war kein wahres Wort an seiner Schilderung, und er samt seiner Frau wurden gebührend bestraft für ihre Unterstützungsschwindeleien. Wie viele derartige Schwindler die Konjunktur während der Besatzung des Ruhrgebiets ausnutzten, erwies am besten die einige Hundert Namen umfassende schwarze Liste des deutschen Roten Kreuzes.

Allmählich flaute der Zustrom der Ausgewiesenen aber ab, sodass nur noch einzelne neue Fälle dazukamen. Gerade in dieser Zeit fesselte mich mein Venenleiden wieder einmal mehrere Wochen ans Bett, doch trat die Entzündung nicht so heftig auf als die vorhergehenden Male, und ich konnte meine Tätigkeit, die ich auch im Krankenzimmer so weit als möglich ausübte, indem man mir Arbeiten ins Haus brachte, wieder voll aufnehmen. Ehe ich jedoch von meiner weiteren Tätigkeit bei der Hilfsstelle spreche bis zur Auflösung derselben, muss ich nun auch meiner gleichzeitigen Arbeit im Vereinsleben und bei der Spruchkammer Erwähnung tun.

Bund der Auslandsdeutschen

Ich sprach schon kurz davon, dass sich aus den verschiedenen Vereinigungen der Auslandsdeutschen im Reich, ein „Bund der Auslandsdeutschen“ gebildet hatte, der all diese Vereinigungen umfasste und hauptsächlich das Ziel verfolgte, in der Entschädigungsfrage die Interessen der Geschädigten zu vertreten. Ganz gegen meinen Willen wählte man mich bald zum Vorsitzenden der gesamten Ortsgruppe Stuttgart. Ich hatte ja ohnehin Arbeit genug in der Hilfsstelle und auch als Obmann der Kolonistengruppe. Zudem war ich

an der Entschädigungsfrage so gut wie nicht interessiert, da ich glaubte, auf eine solche keinen Anspruch zu haben. Ich nahm die Wahl auch erst nach längerem Sträuben an, hatte aber – das mag auch gleich gesagt sein – keine Freude daran. Ein Zwischenfall aber, den ich mit dem Obmann der englischen Gruppe, Norrenberg (nebenbei bemerkt wirklich ein Narr) hatte, verleidete mir die Sache so, dass ich schließlich das Amt niederlegte. Dieser ganz unverschämte Mensch, der unter anderem auch bei der Hilfsstelle in Fürsorge stand, beleidigte mich in meiner Eigenschaft als Vorsitzenden des Vereins und gleichzeitig als Beamten der Hilfsstelle unverschuldet in so unflätiger Weise auf dem Büro der Hilfsstelle, dass ich klagbar gegen ihn werden musste. Da er gleichzeitig auch an die Adresse des Major Wirth einige Schmeicheleien anbrachte, und zwar schriftlich, so schloss dieser sich meiner Klage wegen Beleidigung und Verleumdung an. Als ihm die Klage eröffnet worden war, machte er den Versuch, sich von einer Schuld gegenüber dem Major Wirth frei zu machen. Dieser ließ sich auch dazu überreden, seine Klage zurückzuziehen, nachdem Norrenberg eine schriftliche Erklärung unterzeichnet hatte, in welcher er alle Beschuldigungen, die er gegen Major Wirth ausgesprochen hatte, mit Bedauern zurücknahm. Ich ließ mich auf keinerlei Verhandlungen mit ihm ein, sondern ließ der Klage ihren Lauf. Er wurde denn auch vom Gericht wegen Beleidigung und Verleumdung mit einer Strafe von 50 Mk. belegt. Diese milde Strafe hat er nur deshalb erreicht, weil ich ihn, als er unberufenerweise im Sitzungszimmer des Vereins erschien, hinauswies, und als er nicht gehen wollte, ich ihm drohte, ihm mit dem Stuhl den Schädel einzuschlagen. Das war eine Tatsache, die ich vor Gericht ohne jede Einschränkung zugab. So endete dieser Zwischenfall.

[Fortsetzung folgt]